

**Vielflieger beim Staat, Weltwoche macht Schlagzeilen in Deutschland**

Nummer 37 – 16. September 2021 – 89. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Frau, von Bersets Truppe plattgewalzt**

Erpressungsaffäre: Was in den streng geheimen Bundesakten steht.

*Christoph Mörgeli*

## **Aufstand gegen Corona**

Nicolas A. Rimoldi avanciert zum Jugend-Idol der Freiheit. *Marcel Odermatt*

## **Meine Freundin Frida**

Was mir die Abba-Sängerin über das Comeback des Jahres erzählte.

*Kathy Lette*

**König von Menorca**  
Iwan Wirths Kunst-Mekka  
mitten im Mittelmeer



# Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



## Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon +41 43 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



## Ehe für alle? Nein

**G**estrichen, ausradiert, weggekippt, entsorgt: Im neuen, weithin begrüßten Gesetz zur «Ehe für alle» kommt das Wort Vater nicht mehr vor. Die Mutter gibt es noch, aber das Wort Vater sucht man vergebens. Stattdessen heisst es: «Elternteil» oder, medizinisch präziser, «Samenspender».

Das ist lustig. Noch vor wenigen Monaten oder Jahren, als es darum ging, den Schweizern den fremdfinanzierten «Vaterschaftsurlaub» zu verknickern, bläuten, hämmerten uns die exakt gleichen Kreise nimmermüde ein, dass es ein nicht zu verantwortendes Verbrechen am Seelenleben eines Neugeborenen sei, wenn der Vater nicht unmittelbar nach der Geburt für Wochen, nein Monate an der Babykrippe seinen biologisch und psychologisch unverzichtbaren Direktinfluss entfalte. Vaterschaftsurlaub sei notwendig, weil die Kleinstkinder am dringendsten auf die möglichst pausenlose Präsenz ihres Erzeugers angewiesen seien.

Gestern waren die Väter alles, heute sind sie weniger als nichts. Buchstäblich. «Ehe für alle» bedeutet, dass die Väter überflüssig werden. Man braucht sie nicht mehr als Väter, nur noch als «Elternteil» oder als «Samenspender», als eine Art zertifiziertes Zuchttier, dem unter Aufsicht der Behörden seine Spermien abzugeben gestattet ist, die irgendwo bei irgendwem auf eine möglicherweise vorausgewählte, genetisch bereits optimierte Eizelle stossen, um dort dann ein Embryo zu produzieren, das, sofern es vorher nicht doch noch abgetrieben wird, zu einem Kind heranreift, das von zwei Frauen oder zwei Männern aufgezogen wird, wobei der eine Mann vielleicht tatsächlich der leibliche Vater, Pardon: Samenspender ist, während der andere Mann die Rolle der Mutter übernehmen darf.

Es gibt Leute, die in solchen Szenarien so etwas wie die endgültige Befreiung der Menschheit sehen, einen finalen Akt der Gleichberechtigung aller irgendwie denkbaren sexuellen Orientierungen und Obsessionen, den Ausbruch aus dem Käfig der Biologie, eine glorreiche Französische Revolution der Geschlechter, welche die jahrtausendealte Versklavung des Menschen durch seine Sexualorgane endlich beendet, auf dass alle, egal, wie sie geboren wurden und mit wem sie am liebsten ins Bett steigen, ihren Trieben folgen, sich verheiraten und Kinder haben dürfen. Es ist, es wäre die un-

widerrufliche Entkoppelung von Sex und Fortpflanzung, der grösste Triumph des menschlichen Willens über die Natur.

Die Väter braucht's nicht mehr. Und auch die Mütter werden als «Elternteil» entbehrlich, wenn die Kinder aus dem Reagenzglas oder geliehenen Bäuchen kommen. Immerhin: Wenn ich achtzehn Jahre alt werde, kann ich auf der Samenbank im Register nachschauen, wer seinerzeit in ein Plastikfläschchen ejakulierte, um mich hervorzubringen.

Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich kann mich nicht wirklich für eine solche Zukunft erwärmen. Ich will keine Frankenstein-Schweiz. Ich finde es falsch, wenn die Menschen Gott spielen und sich selber züchten dürfen im Labor. «Ehe für alle» bedeutet Kinder für alle, aber Kinder für alle ist absurd. Ich will nicht Gott hineinziehen, aber wer oder was auch immer diesen Planeten geschaffen hat, hat zwei unterschiedliche Lebewesen erfunden, Mann und Frau, die sich in aller Regel leidenschaftlich vereinigen zum Zweck des wechselseitigen Wohlgefühls, aber eben auch und keineswegs zuletzt zur Zeugung ihrer Kinder. Nichts gegen gleichgeschlechtliche Paare, aber wenn ich mit einem Mann Sex habe, muss ich akzeptieren, dass ich vielleicht Spass,

aber keine Kinder kriegen kann. Handlungen haben Konsequenzen.

Doch der Zeitgeist dürstet nach dem Gegenteil. Machbarkeit ist Trumpf. Klimasteuerung, globale Migration, totale Gesundheit, ewiges Leben, Zuchtwahl mit ausgewählten Embryonen auf der Kühlstation, Ehe und Kinder für alle: Wir schaffen das.

Anything goes. Möglich ist alles. Und auch das Gegenteil. Der Mensch wird zum Schöpfer seiner Wirklichkeit, zum Gott seiner Wünsche. Er erfindet eine Welt, die er mit der Realität verwechselt. In den USA nennen sie Frauen bereits «Vagina-Trägerinnen». «Gender»-Akademiker erklären Männer zu gebärfähigen Lebewesen. In Reutlingen, Deutschland, kandidiert ein grüner Mann dieser Tage für ein politisches Amt – als Frau. Das decke sich mit dem Programm seiner Partei, nach dem das eigene Geschlecht das Resultat einer «persönlichen Entscheidung» sei.

Kinder ohne Sex: Die Nachfrage wird sprunghaft steigen. Es ist eine Frage der Zeit, bis man die Leihmutter auch in der Schweiz zulässt. Labors bieten optimierte Eier und Spermien an. Reiche werden sich das leisten, um sich selber hochzuzüchten. Die sozialen Schichten werden auseinanderdriften. Aber auch die Adoption ist ein Problem. Wird der entfesselte Kinderwunsch einen globalen Menschenhandel befeuern? Nicht die Kinderheime dürften sich leeren, die meisten Adoptiveltern bevorzugen, wenn sie ehrlich sind, Babys, die von den Eltern möglichst kurz nach der Geburt freigegeben werden.

Eigentlich müsste ich dafür sein. Gleichgeschlechtliche Paare sollen möglichst gleichberechtigt sein. Daran ist nicht zu rütteln. Trotzdem bin ich gegen die «Ehe für alle». Aus zwei Gründen. Erstens: Ich will keine Frankenstein-Schweiz, keine Geisterbahn der Menschenzucht. Die Alles-Ehe bringt uns diesem Albtraum näher. Unweigerlich. Zweitens: Ehe ist ein Rechtsbegriff. Er steht in der Verfassung und bezieht sich, ausschliesslich, auf Mann und Frau. Um den Ehebegriff abzuändern, auszuweiten, müssten sie die Verfassung ändern. Das aber wollen sie nicht, weil sie Angst haben vor dem Ständemehr, vor dem Volk, vor der Demokratie.

Ehe für alle ist falsch, und es ist eine undemokratische, unschweizerische Zwängerei. Deshalb sage ich ja zur Gleichberechtigung, aber nein zu diesem Gesetz. R. K.

# Mamma mia!

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie



## Alain Berset, Nicolas A. Rimoldi, die neuen Taliban, der Fall Mauser

Letzten November berichtete die Weltwoche, dass eine Frau versucht hatte, SP-Bundesrat Alain Berset zu erpressen. Viele Medien berichteten damals darüber, Berset pochte auf seine Privatsphäre, seine Entourage stellte ihn als Opfer hin. Die Aufsicht über die Bundesanwaltschaft kündigte eine Untersuchung an. Nun liegen der Weltwoche die streng unter Verschluss gehaltenen Strafakten des Falles vor. Sie belegen, dass der Gesundheitsminister via Anwalt bei der Bereinigung einer aus dem Ruder gelaufenen Liebesaffäre gegenüber den Strafverfolgungsbehörden unwahre Angaben gemacht hat. Überdies wurde eine ganze Truppe von Chefbeamten, Juristen, Elite-Polizisten sowie ein Psychiater in Marsch gesetzt, um die Frau mundtot zu machen. **Seite 14**

Für eine einzige Geisel, einen Deserteur der US-Armee, liess der amerikanische Präsident Barack Obama 2014 fünf Guantánamo-Häftlinge frei. Nun sitzen die fünf Haudegen mit engen Beziehungen zu al-Qaida in Schlüsselpositionen der Taliban-Regierung. Die Führungsriege ist gespickt mit Kriegsverbrechern, international gesuchten Terroristen und Fanatikern, die einem Steinzeit-Islam frönen. Was haben das afghanische Volk und die Welt von der kruden Taliban-Crew zu erwarten? Urs Gehriger hat die neuen Köpfe von Kabul unter die Lupe genommen. **Seite 20**

Besondere Zeiten, besondere Leute. Das gilt auch in der Corona-Pandemie. Eine Figur, die ins Rampenlicht rückt, ist Nicolas A. Rimoldi. Der Co-Präsident der Jugendbewegung «Mass-voll!» ist zwar eine streitbare Persönlichkeit. Aber der ehemalige Jungfreisinnige scheint den Nerv der Zeit zu treffen. An den von ihm organisierten Aufmärschen und Ver-

anstaltungen machen immer mehr Menschen mit. Sie fühlen sich von seinem radikalen Widerstand gegen die Covid-Massnahmen angesprochen und sind offensichtlich froh, dass der eloquente 26-Jährige Dinge ausspricht, die sie auch so empfinden. Nämlich, dass die offizielle Politik die Sorgen und Ängste der jungen Generation zu wenig ernst nimmt. Am 28. November kommt es zum grossen Showdown mit Rimoldi als einem Hauptdarsteller. Dann stimmt das Volk über das Covid-Gesetz ab. Für den Luzerner ist es die grosse Bewährungsprobe. **Seite 26**

Der Münchner Pianist, Musikwissenschaftler und Hochschuldozent Siegfried Mauser, 66, galt als Kapazität seines Faches, bis er in den Strudel mehrerer Gerichtsverfahren um angebliche sexuelle Übergriffe geriet. 2018, auf dem Höhepunkt der MeToo-Kampagne, verurteilte das Landgericht München Mauser zu einer Strafe von 2 Jahren und 9 Monaten Gefängnis, weil er einer Kollegin im Zuge von Bewerbungsgesprächen an die Brust gefasst und Zungenküsse aufgenötigt haben soll. Der Fall Mauser wurde zur umstrittenen Cause célèbre. Die renommierte Gerichtsreporterin Gisela Friedrichsen bringt nun in der *Weltwoche* neue Erkenntnisse ans Tageslicht, die zu einer Revision des Urteils führen könnten. **Seite 42**

*Ihre Weltwoche*

### DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



#### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schonnt Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



# Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

**Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammten mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.**

## Bodenheizungsrohre verspröden

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

## Kalte Böden. Wie weiter?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.



Umfassende Zustandsanalyse vor Ort.

## Klarheit durch Analyse

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

## Schutzschicht gegen die Alterung

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.



Versprödetes und verschlammtes Bodenheizungsrohr.

## Nicht spülen, sondern sanieren

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.

## 10-jährige Garantie mit dem Original

Das HAT-System ist das einzige Rohrinneinensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

## Vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird vor Ort von einem Spezialisten der Naef GROUP durchgeführt. Die Kosten belaufen sich auf CHF 390.– (inkl. MwSt.). Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

- Ja, ich möchte mehr dazu erfahren.  
Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name

Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Weltwoche, 09/2021

## Bitte Talon zurücksenden oder anrufen

Naef GROUP  
Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach  
Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10  
E-Mail-Adresse: info@naef-group.com  
www.naef-group.com



*Erpressungsaffäre:* Bundesrat Berset.



*Comeback einer Freundin:* Frida von Abba.



*Jugend-Idol:* Freiheitskämpfer Rimoldi.

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Betten-Planwirtschaft
- 9 Peter Rothenbühler  
Liebe Barbara Locher
- 10 Tagebuch Markus Segmüller
- 12 Bern Bundeshaus  
Vielflieger in der Verwaltung
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Frau, von Bertsch Truppe plattgewalzt  
Die geheimen Strafakten
- 19 Personenkontrolle
- 19 Inside Washington
- 20 Mörgeli Staatspolitische Monstrosität
- 20 Ehe für alle  
Den Vater gibt's nicht mehr
- 21 Peter Bodenmann  
Wer fordert endlich eine Impfpflicht?
- 22 Mötley Crüe von Kabul  
Wer sind die neuen Taliban?
- 24 Potsdam «Quarantäne-Knast für Kinder»
- 25 Teile und herrsche  
Wie es Schweden besser macht
- 26 Heiland der Freiheit  
Nicolas A. Rimoldi
- 27 Armin Laschet  
Wappentier des deutschen Biedermeier
- 28 Yin und Yang der britischen Politik  
Boris Johnsons Schatzkanzler Rishi Sunak
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Anleitung zur Selbstdemontage

- 30 Abba-Comeback  
Meine Freundin Frida
- 32 Die Uno hat die Schweiz in der Hand  
Noch mehr Millionen für Kabul
- 33 Thilo Sarrazin  
Das Desaster der Union
- 34 Der eingemittete Wunderknabe  
Pierin Vincenz' Unterstützer  
in Medien und Politik
- 36 Falsche Gleichmacherei  
Toni Bortoluzzi über die Ehe für alle
- 37 Gerechtigkeit für Sucharit Bhakdi  
Warum der Mediziner kein Antisemit ist
- 38 «Die französischen Grünen  
gehen mir auf die Nerven»:  
Interview mit Daniel Cohn-Bendit
- 40 Wir haben den Kompass ausgerichtet  
Fredy Gantner antwortet Bodenmann
- 41 Peach Weber Der Spassmacher  
liest dem Land die Leviten
- 42 Die Wahrheit ist weiblich, die Lüge auch  
Der Fall Siegfried Mauser
- 44 Kämpferin für Windräder  
Nationalrätin Priska Wismer
- 45 Wie der grosse Aristoteles  
Loswahl der Bundesrichter
- 46 Entwicklungshilfe aus Afrika  
Eisenbahnpionier Alois Negrelli
- 47 Anabel Schunke  
Flüchtlinge im Heimaturlaub
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe  
Abimael Guzmán (1934–2021)  
Albert Giger (1946–1921)
- 50 Beat Gygi  
Kapitalismus heisst Geben

## LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Höllenfeuer der Liebe  
700 Jahre Dante Alighieri
- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Ein Hauch von Babyseife  
Chanel No 5
- 60 Kritiken der Woche
- 63 Jazz

## LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Mittagessen mit Torsten Poels
- 72 König von Menorca  
Iwan Wirths Museum im Mittelmeer
- 74 Tamara Wernli  
Selbstbestimmung nach dem Tod

# Ihr Immobilienraum?



3 ½ oder 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)



3 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8418 **Pfaffenhoven**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'953'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.vistacasa.ch](http://www.vistacasa.ch)



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.schmiedgass.ch](http://www.schmiedgass.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8370 **Sirnach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Interengstrassen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'575'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8910 **Affoltern a. A.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)




3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ Zi. Gartenwohnung  
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis CHF 1'404'000.-, Bezug Frühling 2022  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**  
Melden Sie sich bei unserem Chef   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

Alle Objekte im Überblick:

[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**.

**You Tube** 

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
18. - 20. März 2022, Kongresshaus

Stand Juli 2021

# Pokern mit Betten

Warum schaffen es die Spitäler nicht, ihre Intensiv-Stationen auszubauen?  
Vielleicht weil sie einfach nicht wollen.

Beat Gygi

**Z**eitungen und Nachrichtenportale sind voll von Meldungen über Engpässe im Gesundheitswesen, über Spitäler und Intensivstationen, die am Anschlag sind, ausgelaugte Ärzte und Pflegekräfte, über Patienten mit schweren Krankheiten, die nicht mehr optimal behandelt werden können, weil der Corona-Ansturm zu gross sei. Besonders ausgiebig hat die Sonntagspresse mit Berichten zur Intensivmedizin Stimmung gemacht.

Eine Fortsetzung gab es an der Pressekonferenz des Bundes zur Corona-Lage am Dienstag: «Das epidemische Geschehen ist weiterhin mit vielen Unwägbarkeiten verbunden», sagte Patrick Mathys vom Bundesamt für Gesundheit (BAG). Rein von den Daten her sieht es allerdings nicht dramatisch aus, die Fallzahlen lassen nach, die Hospitalisierungen gehen zurück, aber Mathys warnte, man habe «in den Intensivstationen eine sehr hohe Belegung». Darum müsse die «Situation weiterhin als angespannt und bis zu einem gewissen Grad als besorgniserregend eingestuft» werden. Die Covid-Patienten belegten gut einen Drittel der Intensivplätze, insgesamt seien fast 80 Prozent der Intensivkapazitäten ausgelastet, die Situation sei sehr angespannt.

Dann die besonders brisante Stelle: Auf die Frage, wann die Zertifikatspflicht aufgehoben werde, war die Antwort, das werde man sicher nicht an einer Durchimpfungsrate festmachen, sondern das werde, wie das der Bundesrat immer auch betont habe, abhängig sein von der epidemiologischen Entwicklung und am Schluss vom Schutz der Spitäler.

## Shutdown-Panikmache

Die Spitäler als Schlüsselgrösse der Pandemiepolitik. Der Anker, der Dreh- und Angelpunkt der Epidemiepolitik sind nicht die Analyse der Verhältnisse, nicht die Verbesserung des Wissensstandes über Corona, nicht bessere Datenerhebung, sondern der Zustand eines Spezialzweigs der weitgehend staatlich regulierten Gesundheitsversorgung.

Auf den ersten Blick scheint es, dass das Kriterium Spitalkapazität eine stabilere Grösse sei

als die früher benutzten Indikatoren. Lange Zeit hatten Bundesrat und die ihm zugewandten Wissenschaftler vor allem Corona-Fallzahlen zum Rechtfertigen ihrer Politik benutzt, positive Testergebnisse, Positivitätsquoten der Tests. Dabei waren diese Messgrössen fast beliebig manipulierbar, wenig vertrauenerweckend, denn mit dem Schraubeln an Testhäufigkeit und

*Im Kampf um die künftige Position ist es von Vorteil, wenn man sich kostbar machen kann.*

PCR-Laborverfahren, auch mit dem Missbrauch des Wortes Ansteckung, liessen sich mit Hilfe der auf Einschaltquoten bedachten Medien bedrohliche Bilder und Stimmungen erzeugen, bis zur Shutdown-Panikmache. Spielraum gab und gibt es auch beim Zuschreiben der Todesursache, ein positiver Test genügt, und es heisst «Corona-Fall».

Bei näherem Hinsehen wirkt aber auch die Grösse Spitalkapazitäten beziehungsweise Auslastung der Intensivstationen nicht wie ein stabiler Anker. Man erinnert sich an verschiedene Auftritte von Spitaldirektoren und Chefärzten, die vor einer akuten Überlastung ihrer Spitäler warnten, obwohl die Statistiken zeigten, dass die Grenze nicht erreicht war. Dass es während

der ganzen Pandemie immer eine ungenutzte Reserve bei den Intensivbetten gab und deren Anzahl zwischen Corona-Beginn und heute fast um die Hälfte reduziert wurde, ist für das Publikum nicht verständlich. Intensivmediziner halten dagegen, dass das Personal zu knapp sei, so rasch könne man keine zusätzlichen Fachleute ausbilden, und etliche gäben erschöpft die Stelle auf. Und wenn ein Drittel der Intensivplätze durch Covid-Patienten belegt sei, stelle das die oberste Grenze dar, weil die verbleibenden Kapazitäten für andere Schwerkranke und Unfallpatienten notwendig seien.

Warum ist ein Spitalsektor, der pro Jahr 50 Milliarden Franken Umsatz macht, nicht fähig, in einer Notlage seine Kapazitäten zu erweitern? Die Kosten wären gering, gemessen an dem, was eine Pandemiepolitik mit mehr Freiraum der Gesellschaft brächte. Und bei einer Entschädigung von 3000 bis 4000 Franken pro Covid-Fall sollten die Spitäler doch auf solche Anreize ansprechen.

## Lohnverhandlungen des Pflegepersonals

Aber es ist eben so, dass Spitäler nicht so frei sind, sondern in eine grosse Bürokratie und Planwirtschaft eingebunden sind. Die Spitalchefs wissen, dass es in der Schweiz eigentlich zu viele Krankenhäuser gibt und irgendwann ein Abbau erfolgen muss. Im Kampf um die künftige Finanzierung und Position ist es von Vorteil, wenn man sich kostbar machen kann. Aus diesen Überlegungen heraus können Ärzte und Spitalleitungen durchaus zum Schluss kommen, ihr Angebot lieber knapp zu halten, um begehrt zu bleiben und ihre künftige Stellung zu stärken. Auf der Stufe Pflege machen Gewerkschaften ähnliche Anstalten, indem sie sich jetzt quasi an die Seite des Pflegepersonals stellen, um in die kommenden Lohnverhandlungen zu gehen.

Was nicht zu vergessen ist: Der Gesundheitssektor steht unter dem Regime von Bundesrat Berset und dem BAG. Wenn die Regierung den Zustand des Spitalwesens als Begründung für ihre Pandemiepolitik nutzen kann, könnte dies schon fast als Partnerschaft gesehen werden.



„Können Sie mir eine Quittung über Büromaterial schreiben?“



# Liebe Barbara Locher

Genau das hat bisher gefehlt: dass eine Ehefrau aufsteht und ihren Mann in Schutz nimmt, der in der Öffentlichkeit wegen angeblicher sexueller Verfehlungen gegenüber Frauen vorverurteilt wurde. Ihr Brief an die Synode der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) markiert einen wunderbaren Kontrapunkt in der ganzen #MeToo-Welle. Ausserdem ist er eine echt christliche Geste der Verzeihung und Liebe.

«Am Rechtsstaat vorbei haben Sie Ihre eigene Scheinjustiz installiert – ohne Strafanzeige, ohne Strafverfahren, ohne Rechtsmittel», schreiben Sie. «Niemand hat Klage eingereicht, kein Gericht hat getagt, mein Mann ist so unbescholten wie Sie hoffentlich auch.»

Ihr Mann, Gottfried Locher, musste letztes Jahr als EKS-Präsident zurücktreten, nachdem eine ehemalige Untergebene eine Beschwerde gegen ihn eingereicht hatte. Eine von der Kirche



Mutiger Brief: Ehepaar Locher.

beauftragte Anwaltskanzlei kam zum Schluss, dass Locher die «sexuelle, psychische und spirituelle Integrität» der Frau verletzt habe. Es wurde aber nie bekannt, was vorgegangen war.

Ich würde sagen, man hat das früher «missratene Liebesbeziehung» genannt. Sie haben der Kirche auch vorgeworfen, dass sie viel Geld für Gutachten ausgegeben hat, die parteiisch sind. Es gab keinen fairen Prozess, nur eine

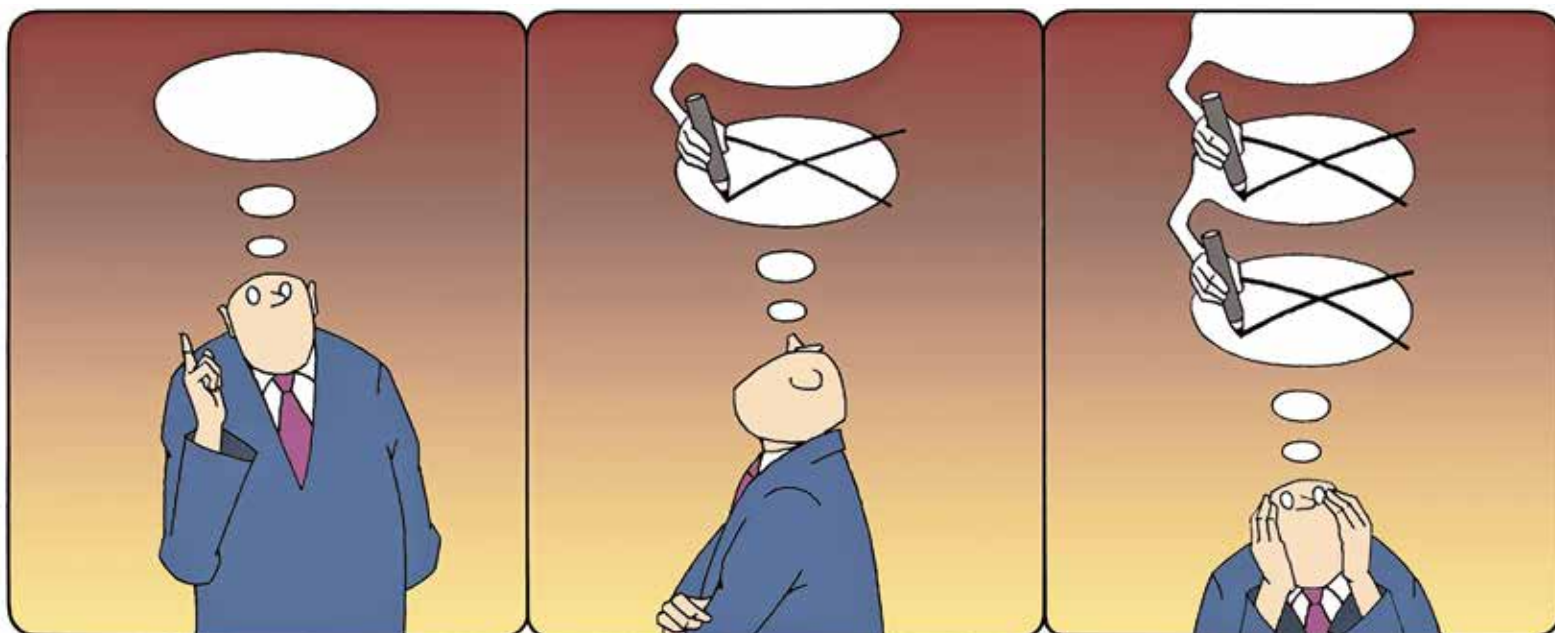
«Unschuldsvermutung», die ihrem Mann nichts nützt. Er ist am Ende einer steilen Karriere. Als man noch normal über das Verhältnis Mann/Frau sprechen durfte, hätte man gesagt, Locher, dieser charismatische Typ, gefällt den Frauen und hat sich dummerweise auf Flirts und mehr eingelassen. Was in der heutigen Zeit, vor allem bei Personen mit repräsentativen Funktionen, direkt in Teufels Küche führt.

Er ist aber sicher kein Unhold. Wie hiess es schon bei Jesus und der Ehebrecherin? «Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.»

Schön, dass die Steinewerfer/-innen der EKS alle so sündlos sind. Ihnen gratuliere ich zum mutigen Brief.

Mit freundlichen Grüssen  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Markus Segmüller



**D**er vergangene Montag mit der Einführung der Zertifikatspflicht in den Restaurants war in jeder Beziehung ein besonderer Tag. Wir waren gut vorbereitet und hatten unsere Mitarbeitenden mit Smartphones ausgerüstet, damit sie die Zertifikate der Gäste schnell und unkompliziert kontrollieren konnten.

Das Prozedere ist gut eingespielt: Zuerst führen wir den Besucher an den Tisch – und dort kommt der kurze Check. Die meisten Leute sind entspannt und haben das Handy bereits auf dem Tisch.

Ich bin ein klarer Befürworter des Zertifikats – weil es uns die Möglichkeit gibt, zur Normalität zurückzukehren und unsere Betriebe wieder hochzufahren. In der Stadt Zürich beträgt die Impfquote rund 60 Prozent. Ich habe das Gefühl, bei unseren Gästen liegt die Zahl eher über diesem Wert.

Dass sich Casimir Platzer, der Präsident von Gastrosuisse, so deutlich gegen die Zertifikatspflicht ausspricht, ist bedingt nachvollziehbar. Schliesslich spricht er für die ganze Branche. Und da bestehen – selbst im Kanton Zürich – grosse Unterschiede. In Orten wie Bauma oder Wald beispielsweise gibt es überproportional viele Impfskeptiker. Entsprechend umstritten ist dort das Zertifikat.

Wir sehen dieses Dokument aber eindeutig als Chance. Denn nun können uns die Menschen maskenfrei besuchen. Das steigert das Vergnügen eines Restaurantbesuchs doch deutlich.

Auch sonst kann die jetzige Situation für uns eine Chance sein. Während viele Anlässe – private wie öffentliche – weiterhin abgesagt werden, haben die Restaurants und

Bars wieder offen. So sind wir momentan vielleicht so konkurrenzlos wie noch nie, seit ich auf diesem Beruf arbeite.

Der Montag lieferte uns einen schönen Vorgeschmack, was uns hoffentlich in den nächsten Wochen und Monaten erwartet. Wir hatten so viele Gäste wie noch nie an diesem sonst nicht sonderlich beliebten Wochentag.

Zwar mussten wir die eine oder andere Absage eines Banketts zur Kenntnis nehmen, weil die Impfquote in gewissen Firmen tief ist. Doch das gibt uns die Möglichkeit, uns noch stärker um die Individualgäste zu kümmern. Und das lässt mein Gastgeberherz höher schlagen. Schliesslich ist das A-la-carte-Geschäft die Essenz unseres Berufs.

**E**s freut mich von ganzem Herzen, dass die Betriebe nun allmählich wieder auf altem Niveau laufen. Denn die vergangenen Monate waren wie ein ewiger Ausnahmezustand. Als während des Lockdown sämtliche Lokale schliessen mussten, blieb nicht mal mehr die Improvisationskunst.

Stattdessen erlebte ich zu Hause in Zollikon ein völlig neues Wohngefühl. Erstmals seit zwei Jahrzehnten war ich jeden Abend zu Hause. Irgendwie habe mich dadurch orientierungslos gefühlt, wie ein Frühpensionär. Und während meine Ehefrau Daniela alle Folgen von «Downton Abbey» geschaut hat, sass ich ziemlich ratlos vor dem Fernseher. Das war wie ein Gefühl der Ohnmacht.

Geschäftlich durchliefen wir – wie alle Branchenkollegen – harte Zeiten. Aber jammern wollte ich nie. Denn ganz neu war die Erfahrung nicht. Uns stand das Wasser in den vergangenen zwanzig Jahren schon mehrmals bis zum Hals.

Die Bankenkrise, 9/11 und die Einführung des Rauchverbots waren für die Gastronomie einschneidende Ereignisse – und nun Corona als Höhe- beziehungsweise Tiefpunkt.

Aber vielleicht war es in gewissem Sinne auch gut. Denn in derart harten Zeiten besinnen sich die Menschen wieder auf die Grundwerte – und sie freuen sich über die kleinen Dinge. Und dass wir mit dem Impfstoff so schnell einen Ausweg gefunden haben, können wir nicht hoch genug schätzen.

**I**ch bin froh, dass ich wieder arbeiten kann. Denn als Wirt gibt es keine Alternative zum direkten Kundenkontakt. Auch wenn die Kurierdienste und Take-aways während der Pandemie ein gutes Geschäft gemacht haben und ich die Bratwurst am «Vorderen Sternen» noch mehr schätzte als sonst schon, kann das «Über-die-Gasse-Geschäft» die Restaurants nicht ersetzen.

Und wie ich persönlich meine Rolle in unseren Betrieben definiere? Ich bin der Gastgeber alter Schule. Ich stehe an der Tür und sage grüezi, adieu und danke. Und ich freue mich, dass dank dem Covid-Zertifikat auch der Appetit für das Essen im Restaurant wieder steigt.

Markus Segmüller führt mehrere Restaurants und Bars im Raum Zürich, darunter das «Carlton», das «James Joyce Restaurant & Bar» und das «Sablier» im neuen Gebäudekomplex Circle am Flughafen Zürich.

# Neues Talk-Format bei ServusTV: *Der Pragmaticus*

Fakten. Verstehen. Handeln.  
Auf den Punkt gebracht.



Ab September startet das neue Talk-Format «Der Pragmaticus» bei ServusTV, das jeden ersten Sonntag im Monat ausgestrahlt wird. Weltwoche-Chefredakteur Roger Köppel spricht dazu mit Experten über die grossen Fragen unserer Zeit und übersetzt die wissenschaftlichen Fakten für die Allgemeinheit.

---

## Ausstrahlungsdaten im TV

03. 10. 2021

07. 11. 2021

05. 12. 2021

Jeweils um 22.55 Uhr oder abrufbar  
auf [www.servustv.com](http://www.servustv.com).

---

Anzeigen Sponsor

SCHAERER COMPANY GROUP CH-8700 Goldbach-Küsnacht

# Vielflieger in der Verwaltung

Ausgerechnet Simonetta Sommarugas Klimaretter im Umweldepartement jetten munter in der Welt herum. Wie passt das zusammen?

**U**mweltministerin Simonetta Sommaruga (SP) darf bald wieder die Welt retten: Nach zweijähriger Corona-bedingter Pause findet im schottischen Glasgow vom 1. bis 12. November die 26. Weltklimakonferenz der Uno statt. Sommaruga fiebert dem Grossereignis seit Monaten entgegen. Seit Anfang Jahr gehört sie einer Gruppe der Internationalen Energieagentur (IEA) an, die für die Mitgliedstaaten Vorschläge ausarbeiten soll. Sie hat sich dazu in den vergangenen Wochen auch mit dem früheren US-Aussenminister John Kerry und anderen ausgetauscht.

Das Problem dabei ist nur, dass alle von Sommaruga formulierten umweltromantischen Ziele für Glasgow halt auch hässliche Konsequenzen haben. Der Event führt nämlich zu noch mehr klimaschädlicher Fliegerei und Kongress-tourismus.

Die Schweizer Verhandlungsdelegation unter der Leitung von Botschafter Franz Perrez umfasst allein elf Mitglieder. Hinzu kommen drei Vertreter der Zivilgesellschaft, wer auch immer damit gemeint ist. Mit an Bord ist auch eine Vertreterin der Jugend. Allein ein Flug von Zürich nach Glasgow verursacht gut eine halbe Tonne klimaschädliches CO<sub>2</sub>. Aber das Bundesamt für Umwelt (Bafu), die federführende Behörde in allen Klimafragen, funktioniert offenbar nach dem Prinzip: Wo gehobelt wird, da fallen halt zwangsläufig auch Späne.

## Über fünfzigmal um die Welt

Ständig vor dem klimapolitischen Kollaps der Erde warnen, rigide Einschränkungen predigen, aber selber ohne Bedenken zu jedem Umwelt-Happening um den Globus jetten – das Bafu hat mit solchen Widersprüchen kein Problem. Besser noch: Für das breite Publikum veranstaltet man sogar CO<sub>2</sub>-Gespräche mit Psychologen, dank denen einem die Schädlichkeit der Fliegerei bewusst gemacht werden soll. Vielleicht sollte die Departementsvorsteherin zuerst ihre eigenen Mitarbeiter zum Seelenklempner schicken. Denn während sich Sommaruga 2019 im Parlament für die Revision des CO<sub>2</sub>-Gesetzes starkmachte, mit dem man

unter anderem für Normalsterbliche das Fliegen verteuern wollte, flogen Bafu-Mitarbeiter weit über fünfzigmal um die Welt, also mehrere Millionen Flugkilometer. Das geht aus der Flugstatistik der Bundesverwaltung für das betreffende Jahr hervor.

Und das ist erst noch eine grobe Schätzung, weil die gewaltige Anzahl von Dienstreisen der Bundesversammlung in dieser Statistik so dargestellt wird, dass man sie fast nicht mehr im Detail analysieren kann. Über 32 000 Flüge haben Bundesangestellte im Jahr 2019 hingelegt. Enthalten sind in dieser Zahl Hin- und Rückflüge sowie Anschlussflüge.

Das Bafu ist zwar nicht die Behörde, die am häufigsten abhebt. Viel mehr in der Luft sind die Mitarbeiter des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) und vor allem der Militärverwaltung und von Armasuisse. Die Mitarbeiter des Verteidigungsdepartements (VBS) flogen 2019 beispielsweise so oft nach Schweden, dass man sich fragen muss, ob das VBS dort eine Niederlassung hat. Bei diesen zirka 400 Flügen haben sie die gleiche Distanz zurückgelegt, als wären sie fünfzigmal um den Erdball gedüst. Dabei ma-

chen die Flüge nach Schweden bloss einen Bruchteil aller Flugbewegungen der Militärverwaltung aus.

Doch auch die Weltklimaretter vom Bafu heben ab, als gäbe es keine Debatte über Klimaschutz und Erderwärmung.

## Zuerst der Bundesrat, dann der Tross

Momentan hält sie nur das Coronavirus am Boden. Die von Sommaruga ernannte neue Bafu-Direktorin Katrin Schneeberger war laut ihrer Amtssprecherin Rebekka Reichlin in den letzten zwei Jahren wegen Corona bloss zweimal auf Dienstreisen im Ausland. Die meisten Anlässe fanden virtuell statt. Nur vereinzelte, wichtige Verhandlungen und Unterzeichnungen wurden vor Ort durchgeführt und mit Reisen verbunden. Schneeberger reiste zu einem informellen europäischen Umweltministertreffen nach Berlin, in Vertretung von Bundesrätin Sommaruga. Die Reise erfolgte im Zug. Im Juli 2021 flog sie dagegen zu einem informellen europäischen Umweltministertreffen in Slowenien. Ihre Mitarbeiter gingen mehr in die Luft: 2020 führten sie neunzig Dienstreisen im Ausland durch, drei Viertel per Bahn.

Diese rege Dienstreiserei läuft auch immer nach einem Muster ab: Zuerst fliegt ein Bundesrat wegen eines internationalen Meetings eine Destination an, dann folgt der Tross. So jettete Sommaruga im Frühjahr 2019 zu einem Uno-Umweltgipfel nach Nairobi – was eine Reihe von Flügen des Bafu in die über 6000 Kilometer entfernte kenianische Hauptstadt zur Folge hatte. Das Bafu fliegt auch oft nach Canberra, nach Lima, Buenos Aires, Johannesburg; in Europa werden Brüssel und Wien oft angefliegen. Pikantes Detail: Bei einer Dienstreise der Umweltbehörde ins österreichische Graz flog man zuerst nach Wien und von da mit einem Anschlussflug weiter ins bloss 150 Kilometer entfernte Graz. Das ist in etwa so, als würde man von Frankfurt nach Zürich fliegen und dort einen Anschlussflug nach Bern buchen. Das kann man zwar machen, aber klimaverträglich ist das kaum.



Moderne Architektur

# BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



**A**m Sonntag besuchte Bundesrat Ueli Maurer einen SVP-Anlass im Zürcher Oberland. Dazu trug er das Hirtenhemd der Freiheits-Truchler, die als Gegner der Bundesratspolitik bekannt sind. Das missfiel der Hauszeitung der linksalternativen Berner Reitschule (aktuelle Titelgeschichte: «Burn all prisons – ja ok, und was dann?»). Auf Twitter rügte die Redaktion den frechen Magistraten: «Nein, das ist mit dem Kollegialitätsprinzip nicht zu vereinen.» Nie war Anarchismus staatstragender.

In heller Aufregung war dagegen der *Tages-Anzeiger*. Eineinhalb Seiten wurden freigeräumt, um über Kleiderwahl und Zufallsbekanntschaften des Bundesrats zu berichten («Ueli Maurer posierte mit Szenegrösse der Impfgegner»). Sogar die wissenschaftliche Einordnung war sichergestellt: «Es handelt sich um eine gezielte Provokation», dozierte Politgeograf Michael Hermann.

Je länger sich die Berichterstattung hinzog, desto mehr steigerte sich die Aufregung zur Panik. Der ganzseitige Hauptartikel schloss mit den Worten: «Vielleicht stimmt es auf den ersten Blick, dass der Anlass der SVP nur ein gemütlicher Morgen in einem Stall auf dem Land war. Doch unter der Oberfläche ist für alle, die wollen, ein dunkles Raunen hörbar.»

Und wer das Raunen noch nicht hörte, dem dröhnten nach dem Kommentar die Ohren. «Das ist das Problematische an Maurers Geste: Sie kann im gegenwärtigen Klima der Empörung leicht missverstanden werden. Als Aufforderung, den passiven Widerstand aufzugeben. Maurer nimmt das mit seiner Zündefei in Kauf.»

Im Klartext: Sollten sich die Bundesratskritiker radikalisieren, trägt Maurer daran eine Mitschuld. Das ist so wahr wie die Behauptung, der *Tages-Anzeiger* schreibe die Zustände herbei, die er zu bekämpfen vorgibt – ist also Unsinn.

Verrückte Zeiten, wenn die Wortmeldungen aus der Reitschule plötzlich vernünftiger klingen als die Kommentare der grössten Schweizer Zeitungsredaktion.

**W**arum ist das Rahmenabkommen gescheitert? Der frühere EU-Chefunterhändler Christian Leffler aus Schweden hat dazu eine interessante Meinung. «Die Perspektive der EU wird in Bundesbern oft

*Linksalternative Berner Reitschule rügt Bundesrat Maurer: Nie war Anarchismus staatstragender.*

völlig ausgeblendet; das einzige Thema sind die innerschweizerischen Befindlichkeiten», lautet sein undiplomatisches Diplomatenfazit im *Sonntagsblick*.

Man versteht seinen Ärger. Der Mann hat Jahre seines Lebens damit zugebracht, ein Abkommen auszuhandeln, das nie in Kraft treten wird. Wer vergeudet schon gern seine Zeit?

Kommt hinzu: Ein Vierteljahrhundert hat Leffler der Europäischen Union gedient. Seinen Ruhestand verbringt er in Brüssel. Für jemanden wie ihn mag ein Leben ohne EU möglich, aber sinnlos sein. Gut vorstellbar, dass es ihn wirklich erstaunt, wie sich die Schweizer nach wie vor weigern, in das europäische Volksheim einzuziehen.

Aber bei allem Verständnis für solche Sorgen und Nöte: Was Leffler erzählt, ist falsch. Die Schweizer Unterhändler waren der EU weit entgegengekommen. Das zeigt sich schon daran, dass die EU das Abkommen gerne unterzeichnet hätte. Es musste also zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen sein. Nur so erklären sich auch Lefflers zackige Worte, die von grosser Enttäuschung künden.

Anders verhielt es sich in der Schweiz. Der Bundesrat lehnte das Abkommen ab, weil es in der Bevölkerung keine Chance gehabt hätte, wie die Konsultation gezeigt hat. Eine peinliche Abstimmungsniederlage wollte man sich ersparen. Der Bundesrat und seine Delegierten, namentlich die Staatssekretäre Yves Rossier und Roberto Balzaretti, hatten die Lage im Land falsch eingeschätzt. Sonst hätten sie der EU nie so viele Zugeständnisse gemacht.

Um Lefflers Worte in ihr wahres Gegenteil zu verkehren: Die Schweizer Vertreter hatten zu wenig auf die Schweizer Befindlichkeiten geachtet. Darum scheiterte das Abkommen.

**I**m *Tages-Anzeiger* wird der neue Roman von Sally Rooney vorgestellt. «Komplizierte emotionale Verstrickungen in einer einfachen Sprache zu erzählen», sei das grosse Talent der jungen Schriftstellerin, heisst es in der Besprechung. Später folgt ein Zitat aus dem Buch: «Es scheint vulgär, dekadent, sogar epistemologisch brutal, Energie in die Trivialität von Sex und Freundschaft zu investieren, wenn die menschliche Zivilisation vor dem Zusammenbruch steht.» Alles klar?

# Frau, von Bersets Truppe plattgewalzt

Bundesrat Alain Berset hat in seiner Erpressungsaffäre die Unwahrheit gesagt, Bundesbeamte missbraucht und Steuergeld verschleudert. Das belegen die geheimen Strafakten, die der *Weltwoche* vorliegen.

Christoph Mörgele

Das Unheil begann mit einem Jubiläum. Zum dreissigsten Jahrestag der Uno-Kinderrechtskonvention inszenierte sich Bundesrat Alain Berset (SP) am 15. November 2019 auf Twitter als grosser Kinderfreund: «Reden wir mit den Kindern, statt über sie!», mahnte er: «Einfach zuhören.» Fünf Tage später beugte er sich vor einem Fotografen verständnisvoll zu vier Schülern nieder, die aus der ganzen Schweiz auf den Bundesplatz gekommen waren. Kinder wollten, so der Innenminister, besonders am Jahrestag der Kinderrechte gehört werden: «Damit wir alle ihre Rechte kennen und respektieren.» Gleichzeitig präsentierte sich Berset in einem Porträt in der *Schweizer Illustrierten* («offen wie nie») als Ehemann und Vater dreier Kinder.

Ob so viel Kinderfreundlichkeit platzte der 33-jährigen Scarlett Gehri\*, einer bekannten Künstlerin, der Kragen. «In mir kam dann alles wieder hoch», sagte sie in einer späteren Einvernahme. «Ich wurde so hässig.» Am 21. November 2019 wandte sie sich an Bundesrat Berset und warf ihm vor, bei ihr eine Abtreibung verursacht zu haben. In einer E-Mail forderte Gehri Alain Berset auf, einige Rechnungen zu bezahlen und verlangte die Übergabe von 100 000 Franken für eine angeblich «ausstehende Schuld». Gleichzeitig erwarte sie einen Terminvorschlag zur Geldübergabe im kommenden Dezember.

## «Aussereheliche Beziehung»

Die angehängten Dokumente betrafen Ausschnitte aus leidenschaftlichen Chats, Details aus dem Intimleben, Hinweise auf gemeinsame Hotelübernachtungen, einen handschriftlichen Brief Bersets sowie zwei Bilder. Aus den Unterlagen geht zweifelsfrei eine beiderseitige leidenschaftliche Affäre hervor. Auch die Bundesanwaltschaft interpretierte diese Korrespondenz später so: «Die Dokumente zeigen, dass Bundesrat Alain Berset und Scarlett Gehri im Jahr 2012 eine aussereheliche Beziehung pflegten.»

Der *Weltwoche* liegen die streng geheim gehaltenen Strafakten dieses Falles vor. Sie werfen ein neues, brisantes Licht auf die Erpressungsaffäre um den Gesundheitsminister, die im letzten November für Schlagzeilen sorgte. Da-

mals hatte die *Weltwoche* den eingeschwärzten Strafbefehl öffentlich gemacht, durch den Scarlett Gehri wegen versuchter Erpressung verurteilt worden war. Anschliessend berichteten zahlreiche andere Medien über das «Malheur» (*Sonntagsblick*) des Bundesrates, Tendenz abwiegelnd. Berset pochte auf seine Privatsphäre, und sein Umfeld stellte ihn als unschuldiges Opfer einer fragwürdigen Erpresserin dar. Das

## Die Angelegenheit war spätestens dann nicht mehr privat, als sich Bersets Stabschef damit befassen musste.

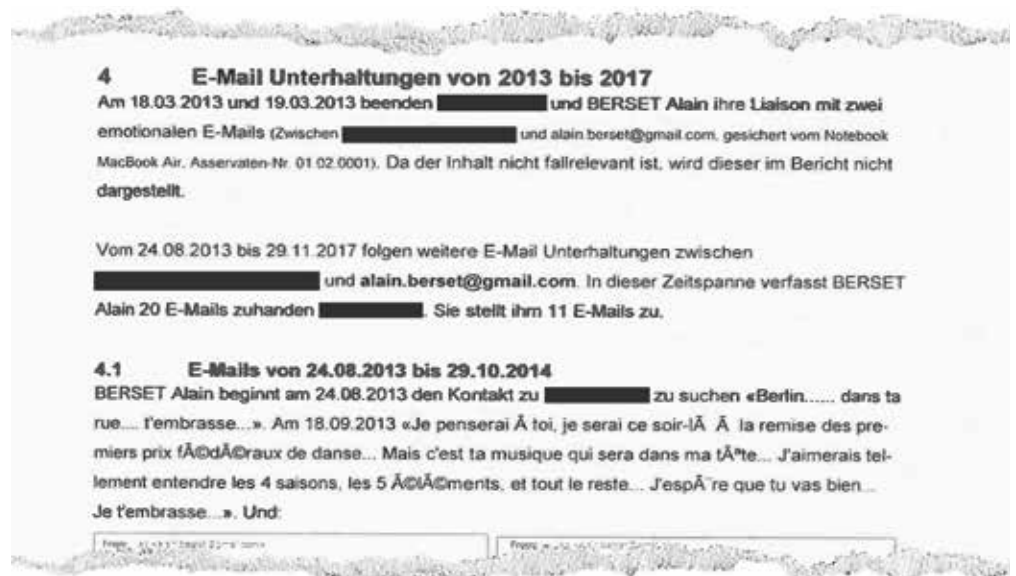
öffentliche Interesse blieb bestehen, auch weil die Aufsichtsbehörde der Bundesanwaltschaft eine Untersuchung angekündigt hat.

Die hier erstmals ausgewerteten Strafakten führen zu einer Neubeurteilung des Falles. Sie machen deutlich: Bundesrat Alain Berset hat gegenüber der Bundesanwaltschaft unwahre Angaben gemacht. Auch setzte er sich der Erpressbarkeit aus, indem er die Affäre gegenüber seinem familiären Umfeld geheim, also für potenziell gefährlich hielt. Aus den Akten geht

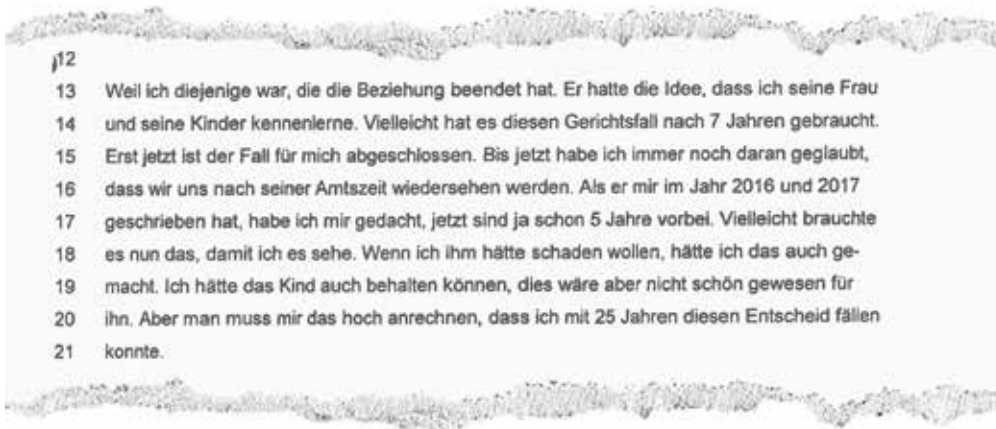
hervor, dass Scarlett Gehri mit geballter Staatsmacht und mittels psychiatrischer Ferndiagnose ausgeschaltet werden sollte. Die Bewältigung von Bersets Affäre – auch das belegen die Akten – lief zu einem beträchtlichen Teil auf Kosten der Steuerzahler und der Bundesämter.

Noch am Tag des Erhalts der genannten E-Mail besprach sich Berset mit Lukas Bruhin, dem Generalsekretär seines Innendepartements (EDI). Dieser kontaktierte anderntags den Zürcher Starverteidiger Lorenz Erni, der sich aber in der Folge nicht mit dem Fall beschäftigte. Auch der EDI-Kommunikationschef Peter Laener wurde von Berset zeitnah über «die ganze Situation» informiert. Am 22. November 2019 orientierte Scarlett Gehri Bundesrat Berset auf Instagram, es gebe Leute, die sich für die Originale interessierten; er habe jedoch bis zum 30. November 2019 die exklusive Möglichkeit zu deren Erwerb.

Am folgenden 23. November versuchte Generalsekretär Bruhin, Scarlett Gehri telefonisch und per E-Mail zu erreichen. Bruhin sprach von einer «kurzzeitigen Beziehung» und liess sie wissen, dass Berset mit seiner Frau und seiner Familie längst «im Reinen» sei über diese



Nicht die Frau, der Bundesrat sucht den Kontakt: Die Bundeskriminalpolizei widerspricht Berset.



«Ich hätte das Kind auch behalten können»: Protokoll der Befragung durch die Bundesanwaltschaft.

pol werteten anschliessend die Ergebnisse der Hausdurchsuchung und die sichergestellten Gegenstände aus.

### Bundesrat «alaintigrillo»

Da Scarlett Gehri – mittlerweile in einstündiger «Polizeiverhaftung» – keinen Anwalt kannte, wurde ihr von der Bundesanwaltschaft Andrea Janggen aus Bern als Pflichtverteidiger zur Seite gestellt. Nach nur gerade zwanzigminütiger Absprache begann um 13.20 Uhr die Einvernahme durch die Staatsanwältin. Dabei nahm Gehri ihre Erpressung zurück; Berset habe nichts von der Abtreibung gewusst und sie auch nicht dazu genötigt. Sie habe Bundesrat Berset einfach gesagt, «dass er die Abtreibungskosten übernehmen solle». Sie hätte das Kind auch behalten können, «dies wäre aber nicht schön gewesen für ihn». Und weiter: «Er wollte immer Geschlechtsverkehr ohne Kondom und ohne Schutz.» Ausserhalb dieses Strafverfahrens hat eine Angestellte des Bundes ebenfalls schriftlich festgehalten, dass Berset auch bei ihr ungeschützt verkehren wollte. Dies ist immerhin bemerkenswert beim Schweizer Gesundheitsminister, dessen Fachleute Millionen für Kampagnen zur Prävention sexuell übertragbarer Krankheiten ausgeben.

Alain Berset, sagte Scarlett Gehri weiter aus, betreibe bestimmte Mailadressen, «um sich zu decken», so etwa «alaintigrillo». Bei einem «Tigrillo» handelt es sich um eine südamerikanische Tigerkatze. Die Bundeskriminalpolizei ortete mindestens drei private E-Mail-Accounts. Gehri gab an, über ein Monatseinkommen von etwa dreitausend Franken (inklusive Kindesunterhalt) zu verdienen; sie müsse hart arbeiten, «und er verdient seine halbe Million». Die Verhaftete bereute und versprach, nichts Illegales mehr zu unternehmen. Danach wurde sie nach Hause entlassen.

Im anschliessenden Strafverfahren gegen Scarlett Gehri lud die Bundesanwaltschaft Bundesrat Berset schriftlich auf den 23. März 2020 als Privatkläger vor. Dabei bot die Behörde der hohen Auskunftsperson an, das Einvernahme-Zentrum diskret «durch die Einstellhalle zu

betreten». Doch zwei Wochen vor dem Termin wurde die Einvernahme Berset abgesetzt und stattdessen eine schriftliche Einvernahme in Aussicht gestellt. Damit entging der Bundesrat der Peinlichkeit, in Gegenwart seiner Ex-Geliebten aussagen zu müssen. Dass der generell sehr passive Pflichtverteidiger der Angeschuldigten darauf einging, scheint eigenartig. Wahrscheinlich wurde Gesundheitsminister Alain Berset hier unerwartet Profiteur der eben ausgebrochenen Covid-Pandemie. Jedenfalls begründete die Bundesanwaltschaft den Verzicht auf Berset Vorladung recht pauschal «aufgrund der aktuellen Situation». Die Aufsichtskommission wird klären müssen, ob hier eine unstatthafte Begünstigung vorliegt.

Vorerst galt es allerdings, den Abschluss des Strafverfahrens abzuwarten. Am 14. September 2020 verurteilte die Bundesanwaltschaft Scarlett Gehri wegen versuchter Erpressung per Strafbefehl zu einer bedingten Geldstrafe, zu Verfahrenskosten und zur Bezahlung ihres Pflichtverteidigers, «sobald es ihre wirtschaftlichen Verhältnisse erlauben». Doch seine volle Aufmerksamkeit konnte Alain Berset der virenbetrohten Schweiz noch immer nicht widmen, wollte er doch unbedingt noch eine aussergerichtliche Schweigevereinbarung mit Scarlett Gehri aushandeln. Und plötzlich nahm sie per vierseitigem zivilrechtlichem Dokument unter Entschuldigung an die Adresse des Ehepaars Berset sämtliche Vorwürfe zurück. Weder habe ihr Alain Berset ein späteres gemeinsames Leben versprochen noch sei sie von ihm schwanger gewesen noch habe er sie zum Abbruch der Schwangerschaft genötigt und dafür 100 000 Franken versprochen.

Wie kam es zu diesem totalen Sinneswandel? Zumindest die beiden ersten Vorwürfe an Berset Adresse hat sie zuvor unter Verpflichtung zu wahrheitsgetreuen Aussagen in ihrer Befragung durch die Bundesanwaltschaft geäussert. Wenn sie diese jetzt zurücknahm, hätte Berset sie wegen Falschanschuldigungen einklagen müssen. Dies sieht mehr nach Vertuschung als nach falschen Anschuldigungen aus. Hat Scar-

lett Gehri die Vorwürfe wirklich frei erfunden? Ist zwischenzeitlich Geld an sie geflossen? «Es wurde kein Rappen bezahlt», hält Berset's Anwalt Patrik Eisenhut dagegen.

### Zum Schweigen gebracht

Alain Berset beanspruchte Parteikosten von 34 000 Franken und verlangte eine Genugtuung von 4000 Franken. Diese Beträge würden Scarlett Gehri erlassen, wenn sie Berset und dessen Familie nie wieder kontaktiere, völliges Stillschweigen bewahre und sich verpflichte, sämtliche den Fall betreffende Dokumente «vollständig und unwiderruflich zu löschen». Gehri hat auch Stillschweigen über Inhalt und Existenz der Vereinbarung versprochen. Und sie muss bei Nichteinhaltung eine Konventionalstrafe von 20 000 Franken und weitere hohe Schadensansprüche bezahlen. Kurz: Die Frau wurde mit der vollen Macht von Alain Berset's Apparat auch finanziell plattgewalzt.

Es geht hier nicht um die schützenswerte Privatsphäre eines bundesrätlichen Seitenspringers, sondern um Abhängigkeiten und Machtgefälle. Im Raum steht der Vorwurf des nicht angemessenen Arbeitseinsatzes von Bundesangestellten. Die Strafakten offenbaren zweifelsfreie Falschaussagen eines Bundesrates bzw. seines Anwalts über die Dauer der Beziehung und über die Tatsache, wer dabei die Initiative ergriffen hat. Die «Bereinigung» der ausserehelichen Affäre Berset's erzeugte einen hohen personellen, zeitlichen und finanziellen Aufwand in der Bundesverwaltung. Auch wurde der Vorwurf der missbräuchlichen Verwendung von amtlichen Limousinen inklusive Chauffeur laut. Die parlamentarische Aufsicht muss im Erpressungsfall Berset tätig werden.

\* Name geändert

### VALUES WORTH SHARING

«Ich schätze  
Vertrauen und  
Loyalität – genauso  
wie die LGT.»

Nina van Sprundel,  
LGT Kundin seit 2015



Private  
Banking

lgt.ch/values



## Exklusives Leserangebot: «Jungfrauoch – Top of Europe» Alpenwelt der Superlative

Das Jungfrauoch zählt zu den grössten Attraktionen der Schweiz. Hier oben liegt der höchstgelegene Bahnhof Europas auf 3454 Metern über Meer. Mit diesem exklusiven Leserangebot fahren Sie zum Spezialtarif auf das «Top of Europe». Und zwar an Bord des neuen Eiger-Express – der modernsten 3S-Bahn der Welt!

Wer auf der Aussichts- und Erlebnisplattform des Jungfrauochs steht, spürt: Das ist eine andere Welt. Hier präsentiert sich, was die Menschen an den Alpen fasziniert: eine majestätische Kulisse aus Eis, Schnee und Fels mit atemberaubender Fernsicht. Inklusive Aletschgletscher, der längste Gletscher der Alpen und Unesco-Weltnaturerbe.

Bereits die Anfahrt ist ein Highlight. Im Eiger-Express mit seinen geräumigen Panorama-Kabinen erscheint die 1800 Meter hohe Eigernordwand zum Greifen nah. In fünfzehn Minuten ist man auf dem Eigergletscher, wo man auf die Jungfraubahn umsteigt, die in 25 Minuten direkt aufs Plateau fährt. Mit Zwischenhalt an der Station Eismeer; hier erleben Sie, wie die Schweiz in der letzten Eiszeit ausgesehen haben muss.

Bei der Bergstation empfiehlt sich ein Rundgang durch den Eispalast, eine frostige Szenerie mit Werken lokaler Künstler. Wer noch höher hinaus will, lässt sich mit dem ultraschnellen Lift zur 108 Meter höher gelegenen

«Sphinx»-Terrasse bringen. Noch mehr Gletscherwelt bietet die Wanderung vom Jungfrauoch zur nahegelegenen Mönchsjochehütte.

Die Jungfrauregion hat noch viel mehr zu bieten für abenteuerlustige Familien und Individualisten. Idealer Ausgangspunkt ist das Grindelwald-Terminal mit Shoppingcenter, direktem ÖV-Anschluss und einem online buchbaren Parkhaus.



### Platin-Club-Spezialangebot

**Exklusives Leserangebot:**  
«Jungfrauoch – Top of Europe»

**Leistungen:**

Fahrt Grindelwald-Terminal – Eigergletscher – Jungfrauoch (retour)

**Spezialpreise:**

Mit Halbtax/GA: Fr. 79.– (statt 95.–)  
Ohne Halbtax/GA: Fr. 107.– (statt 190.–)  
Kinder: Fr. 20.– (statt 95.–)

Kinder mit der Kinder- oder der Junior-Mitfahrkarte reisen in Begleitung eines Erwachsenen gratis.

**Buchung:**

Buchen Sie Ihr Ticket über Telefon 033 828 72 33 oder per E-Mail an [info@jungfrau.ch](mailto:info@jungfrau.ch). Bitte Stichwort «Platinclub» und *Weltwoche*-Abo-Nummer angeben.

**Veranstalter:**

Jungfrauabnen, 3800 Interlaken  
[www.jungfrau.ch](http://www.jungfrau.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



## PERSONENKONTROLLE

Maurer, Hermann, Glättli, Marti, Hess, Ogi, Häfliger, Grübel, Brabeck, Schlatter, Merkel



*Kutten und Glocken:* Bundesrat Maurer.

**Ueli Maurer**, Freiheits-Trychler, beweist Mut. Der Finanzminister streifte sich an einem SVP-Anlass ein T-Shirt jener Bewegung über, die in Kutten und mit Glocken auf den Schultern gegen die autoritär verordneten Corona-Massnahmen Sturm läuten. Das passt vielen Bedenkenträgern freilich nicht ins Konzept. Von Politgeograf **Michael Hermann** bis zum grünen Obermoralisten **Balthasar Glättli** echauffieren sich nämlich jetzt alle bei der Frage, ob Maurer mit seinem Auftritt das Kollegialitätsprinzip geritzt habe. Tatsächlich ist es ein wichtiges und mutiges Solidaritätszeichen eines Bundesrats. Als einziges Mitglied der Landesregierung hat Maurer für das kostbare Gut Freiheit eine Lanze gebrochen, nachdem seine Kollegen autoritär eine Ausweitung der Zertifikatspflicht verordneten und den Impfwang durch die Hintertüre einführten. (*hmo*)

**Samira Marti**, Sekundenschläferin, sorgt bei der Debatte um Zwangstests für Verwirrung. Weil Schengen-Staaten bloss Asylsuchende mit negativem Covid-19-Test zurücknehmen, will man abgewiesene Asylanten zu solchen Untersuchungen verpflichten. Die SP-Nationalrätin ist damit nicht einverstanden, weil dies einen schwerwiegenden Eingriff in das Grundrecht der persönlichen Unversehrtheit darstelle, gab sie gestern im Ratssaal zu verstehen. Worauf SVP-Nationalrat **Erich Hess** ans Mikrofon schritt, um Marti in Erinnerung zu rufen, sie und ihre Partei seien zwar für die Impfvergewaltigung von Schweizern, aber gegen die Zwangsmassnahmen für illegale Ausländer. War es ein Sekundenschlaf oder ein Blackout – jedenfalls konterte Marti den Vorwurf mit der bizarren Antwort: «Frau Nationalrat, sie haben mich mit Herr Nationalrätin angesprochen, falls sie das nicht gemerkt haben.» Dabei hört man auf dem Ratsvideo, dass Hess die SP-Frau korrekt ansprach. (*hmo*)



*Blackout?* Nationalrätin Marti.

**Adolf Ogi**, Testskeptiker, war am Mittwoch zur Vernissage der Autobiografie des ewigen Promijägers **André Häfliger** im Ringier-Presseshaus Zürich eingeladen. Als der Alt-Bundesrat die Covid-Richtlinien des Verlagshauses aber genauer studiert hatte, wollte er sich abmelden. Neben einem gültigen Covid-Zertifikat war auch ein aktueller (und negativer) Antigen-Schnelltest gefordert. **Oswald Grübel** und **Peter Brabeck** blieben dem Anlass aus diesem Grund fern. Ogi dagegen liess sich vom Reporter seines Vertrauens umstimmen – mit dem Argument, dass die diplomatische Immunität im Haus Ringier mehr wert sei als jeder Spucktest. (*tre*)

**Beat Schlatter**, Analyst, ist nicht bekannt dafür, dass er der SVP nach dem Mund redet. Doch in einer Sache ist der Kabarettist, Schauspieler und Stadtzürcher aus Leidenschaft mit der Rechtspartei einverstanden. Ihre Debatte über die Unterschiede zwischen Stadt und Land ist legitim. «Bei diesem Punkt gebe ich der SVP völlig recht. Er ist grösser als der Röstigraben», sagte Schlatter in einem Interview mit der *Schweizer Illustrierten*. Der ehemalige Punkmusiker grenzt sich mit dieser Aussage scharf von den Kommentatoren ab, die der Volkspartei reine populistische Stimmungsmache vorwerfen. Aber vielleicht muss man halt wirklich ein eingefleischter Stadtbewohner wie Schlatter sein, der seit vielen Jahren im Zürcher Niederdorf lebt, um die Sache nüchtern zu betrachten. (*odm*)

**Angela Merkel**, Auslaufmodell, hat noch immer viele Fans. In einer EU-weiten Umfrage erklärte eine Mehrheit der Europäer, dass sie die «Kaiserin Europas» vermissen werde. Gäbe es das Amt eines europäischen Präsidenten, würde Merkel in einer Wahl Emmanuel Macron schlagen – sogar in Frankreich. (*ky*)



## INSIDE WASHINGTON

### Schrei der College-Rebellen

Anderthalb Jahre nach Schliessung der Unis sind die College-Studenten endlich wieder auf die sonnendurchfluteten, von Bäumen gesäumten amerikanischen Campusse zurückgekehrt. Und in guter amerikanischer College-Tradition ist das Wochenendspiel wieder da. Zehntausende ausgelassener Studenten strömen mit Bier in der Hand und ohne Maske in die Football-Stadien des ganzen Landes. Aber es sind nicht ihre nackten Gesichter, die Präsident Joe Biden in Aufruhr versetzen. An zwei aufeinanderfolgenden Wochenenden haben die Studenten spontan einen brandneuen rebellischen Schrei ausgestossen: «F\*\*\* Joe Biden!»

Am Samstag, als Biden die 9/11-Gedenkstätten in New York, Pennsylvania und Washington besuchte, fragte ihn ein Reporter, was er auf dem Herzen habe. Nach ein paar unzusammenhängenden Worten drehte sich der Präsident um, blickte auf den Friedhof auf dem Hügel und sinnierte: «Was würden die Menschen denken, die gestorben sind? Halten sie es für sinnvoll, so etwas zu tun – man fährt die Strasse entlang und sieht ein Schild, auf dem <F... soundso> steht?»

Noch vor zehn Monaten erhielt Biden bei den Jugendlichen 61 Prozent der Stimmen. In diesem Frühjahr erreichte der 78-Jährige die höchste Zustimmung der Jugend in der Geschichte der USA. Obwohl zwei Drittel der College-Studenten laut dem United States Census Bureau vollständig geimpft sind, ist jetzt nur ein Drittel der 18- bis 29-Jährigen mit Bidens Covid-Politik einverstanden. 46 Prozent sind mit seiner Arbeitsleistung im Allgemeinen nicht zufrieden. Ohne Generation Z und die Hochschulabsolventen gäbe es keinen Präsident Biden. Sie waren ausschlaggebend für seinen Sieg. Team Biden braucht eine Krisensitzung, sofort.

*Amy Holmes*

## Staatspolitische Monstrosität

Wann immer man denkt, die einschneidendsten staatlichen Covid-Massnahmen seien vorüber, meldet sich Lukas Engelberger zu Wort. Mit neuen Schreckensmeldungen. Neuen Verschärfungen. Neuen Forderungen. Jetzt schimpft er über die Ungeimpften. Und verlangt eine Zertifikatspflicht in den Skigebieten. Der Basler Regierungsrat wird in den Medien jeweils als «oberster Gesundheitsdirektor der Schweiz» vorgestellt. Doch welche Schweizer haben ihren «obersten Gesundheitsdirektor» gewählt? Gar keine. Oder doch fast keine.

Lukas Engelberger wurde lediglich von seinen 25 Amtskollegen auserkoren. Um für zwei Jahre (mit der Chance auf dreimalige Wiederwahl) die Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektoren (GDK) zu präsidieren. Dieses Gremium versteht sich als «politisches Koordinationsorgan» der Kantone in der Gesundheitspolitik. Zwar kann es nur Empfehlungen aussprechen. Doch was in diesem erlauchten Kreis beschlossen wird, hat Auswirkungen auf die gesamte Bevölkerung.

Dabei ist die kantonale Gesundheitsdirektorenkonferenz eine Dunkelkammer. Ihr Protokoll bleibt der Öffentlichkeit verborgen – sogar mit dem Segen des Bundesgerichts. Für dieses staatspolitische Monstrum existiert keine Verfassungsgrundlage. Es ist der Kontrolle durch die Bürger entzogen. Genau wie die nationalen Konferenzen der Polizei-, der Volkswirtschafts- oder der Bildungsdirektoren.

Das Präsidium, wie jenes von Lukas Engelberger, stellen meist die bevölkerungsreichen Kantone. Nur sie haben das nötige Personal, um sich mit dem bürokratischen Krimskrams abzugeben. Gewinner sind die Grossen und Urbanen. Verlierer sind die Kleinen und Ländlichen. Hinter den Kulissen schimpfen die Urner, die Innerrhändler und die Jurassier. Doch sie können ja ohnehin nichts ausrichten. Der Bundesrat hat's bequemer, wenn er nur mit Engelberger statt mit 26 Querköpfen verhandeln muss. Lukas Engelberger hat das Wesen der Schweizer Politik begriffen: Man muss das Volk im Glauben lassen, dass es regiere. Und dem Esel täglich klarmachen, dass er keiner ist.

Christoph Mörgeli

## Adieu, Papa

Bei der Abstimmung über die «Ehe für alle» wird der Erzeuger eliminiert. Einen «Vater» gibt es im neuen Gesetz nicht mehr.

Marcel Odermatt

Die «Ehe für alle» gilt als logische Konsequenz einer gesellschaftlichen Entwicklung. Wer sich als modern begreift, dürfte der Vorlage am 26. September zustimmen. Ein überwältigendes Ja wird erwartet.

Doch die Anpassungen sind gravierender, als die meisten annehmen. Um die «Ehe für alle» umzusetzen, werden im altherwürdigen Zivilgesetzbuch (ZGB) – erste Fassung von 1907 – schon fast revolutionäre Anpassungen vorgenommen. Begrifflichkeiten, die während langer Zeit als unbestritten galten, werden eliminiert oder umgeschrieben.

Das gilt vor allem für die Bezeichnungen «Vater» und «Mann». Die Juristen im Bundesamt für Justiz (BJ) von Karin Keller-Sutter haben die drei folgenden Artikel angepasst:

In Artikel 94 des Zivilgesetzbuchs hiess es bisher: «Um die Ehe eingehen zu können, müssen die Brautleute das 18. Altersjahr zurückgelegt haben und urteilsfähig sein.» Neu formuliert steht künftig, dass «die Ehe von zwei Personen eingegangen werden kann, die das 18. Altersjahr zurückgelegt haben und urteilsfähig sind».

Auch Artikel 252 Abs. 2 wurde neu abgefasst. Zum Kindesverhältnis hiess es bisher: «Zwischen dem Kind und dem Vater wird es kraft der Ehe der Mutter begründet oder durch Anerkennung oder durch das Gericht festgestellt.» Neu schreiben die BJ-Spezialisten: «Zwischen dem Kind und dem anderen Elternteil wird es kraft der Ehe der Mutter begründet oder, soweit gesetzlich vorgesehen, durch Anerkennung oder durch das Gericht festgestellt.»

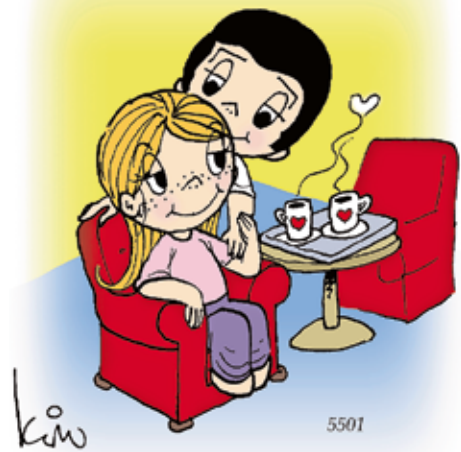
Schliesslich ändert sich Artikel 255a. Bisher lautete die Textpassage wie folgt: «Ist ein Kind während der Ehe geboren, so gilt der Ehemann als Vater.» Und nun, in der neuen Version: «Ist die Mutter zum Zeitpunkt der Geburt mit einer Frau verheiratet und wurde das Kind nach den Bestimmungen des Fortpflanzungsmedizingesetzes vom 18. Dezember 1998 durch eine Samenspende gezeugt, so gilt die Ehefrau der Mutter als der andere Elternteil.»

Aus Brautleuten werden «zwei Personen», aus dem Vater ein «anderes Elternteil». Die Ehe-Definition als Lebensgemeinschaft von Mann und Frau fällt weg. Obwohl sie in der Schweiz immer noch der Standard ist und das auch bei einer Zustimmung bleiben wird. Unabhängig davon, wie man sich zur «Ehe für alle» stellt, ist eine Tatsache unbestritten: Um ein Kind zu zeugen, braucht es eine Frau und einen Mann. Allen Diskussionen zum Trotz hat sich dieser biologische Fakt bis heute gehalten.

Diesem Umstand wird im Gesetz nicht mehr Rechnung getragen. Er ist neutralisiert. Leben- und Schwulenorganisationen mag das freuen, der grossen Mehrheit der Bevölkerung sollte es aber zu denken geben.

Die Gegner der Vorlage betonen immer wieder, dass ein Kind Mutter und Vater brauche, damit es glücklich aufwachsen könne. Wer künftig das ZGB studiert, wird nie auf diesen Gedanken kommen.

liebe ist...



... ein zärtlicher Moment.

# Wer fordert endlich eine Impfpflicht?

Hoffnungsträger: Der rechts der SVP stehende Genfer Gesundheitsdirektor Mauro Poggia, Natalie Rickli.



Es gibt in der Schweiz einen harten Kern von Impfgegnern. Ihre Positionen verhärten sich laufend. Auch weil ihnen Luftbusse wie der einst innovative Professor Reiner Eichenberger immer wieder pseudowissenschaftliche Munition liefern.

Früher galt: Im EU-Land Italien funktioniert – im Gegensatz zur Schweiz – nichts richtig. Langsam, aber sicher müssen wir uns solche Überheblichkeiten abschminken. Bereits bei der Einführung des Rauchverbots in den Bars und Restaurants waren die Italienerinnen und Italiener um Welten schneller und effektiver als wir.

Und jetzt sind in Italien 20 Prozent mehr Menschen geimpft als in der Schweiz. Die Zertifikatspflicht funktioniert längst weitgehend reibungslos. Selbst in den Zügen strecken alle dem sie kontrollierenden Personal ihre Zertifikate entgegen.

Und Mario Draghi wird – wenn die Impfquote von 80 Prozent bis Ende September 2021 nicht erreicht ist – eine Impfpflicht einführen. Die Regierung sei schliesslich zum Regieren da. Das Parlament und die Parteien zum Parlieren. Etwas gar arrogant.

Trotzdem oder genau deswegen sind fast alle in Italien zufrieden und entspannt. Selbst Matteo Salvini, der einstige Rockstar der fremdenfeindlichen rechten Rebellen in der Schweiz und in Europa, kuscht vor Draghi wie ein kastrierter Zwergpudel.

Dürfen wir von Italien etwas lernen? Ist noch nicht verboten.

In der Schweiz hat der Bundesrat faktisch gesehen jetzt eine mühsame indirekte Impfpflicht eingeführt. Überall – auch und gerade in den Be-

trieben – brechen Konflikte auf. Der Wirt und die Angestellten des «Della Casa» in Bern haben diese anhand ihres Betriebes medial erklärt.

Parallel dazu dreht sich der Wahnsinn in der Schweiz immer weiter. Toni Brunner behauptete vor sieben Tagen im *Walliser Boten*: «Der Bundesrat spinnt [. . .] Die Mitte? Vertreten durch die Viola. Nicht geimpft, sich aber auch nicht durchgesetzt.»

Die Wahrheit: Die Oberwalliser Bundesrätin Viola Amherd ist geimpft. Zwei Mal. Wie sechs der sieben Bundesrätinnen und Bundesräte. Inklusiv der einstigen Impfgegnerin Simonetta Sommaruga, die politisch für die heute hoch-

*Ob sich Ueli Maurer inzwischen ein zweites Mal geimpft hat, bleibt ein gut gehütetes Staatsgeheimnis.*

kochende grün-braune Sauce mitverantwortlich ist. Ob sich Ueli Maurer inzwischen ein zweites Mal geimpft hat, bleibt ein gut gehütetes Staatsgeheimnis. Derweil posiert Maurer im Pyjama-*Hemli* der Freiheitstrychler. Staatsposse statt Staatsmann.

Während Christoph Blocher klar für das «gäbige» Impfen ist, streichelt Ueli Maurer im Totenhemd die Seelen der Impfgegner. Genau wie Brunner, faktenfrei aus dem «Haus der Freiheit». *Nomen est omen.*

Toni Brunner, Casimir Platzer und Co. spüren, dass die Uhren gegen sie laufen. Und verlieren deshalb die Pedalen. Dabei müssten sie sich auf die Kernanliegen ihrer Branche konzentrieren:

Gastgewerbe 1: Nichts hilft den Wirten und Hoteliers mehr als die schnelle Einführung einer Impfpflicht. Genügend Dosen sind ja vorhanden. Kombiniert mit einer überfälligen Pandemie-Versicherung.

Gastgewerbe 2: Die Beizen sollten – um die Löcher der Corona-Krise zu stopfen – nicht mehr Mehrwertsteuer bezahlen müssen als die Takeaways von Migros und Coop. Das Vorbild: In Deutschland ist Olaf Scholz für die Beibehaltung des Sondersatzes für die Gastronomie.

Gastgewerbe 3: Die Kurzarbeit müsste vereinfacht, verbessert und verlängert werden. Dies vorab wegen der städtischen Hotels, deren ausländische Gäste nicht anreisen können, auch wenn sie es wollten.

Die gleichen Massnahmen würden auch der Eventbranche helfen, die noch brutaler leidet.

Wann wird wer politisch endlich eine Impfpflicht fordern? Ich sehe bis jetzt nur zwei Kandidaten. Erstens der rechts der SVP stehende Genfer Staatsrat Mauro Poggia. Oder aber die Zürcher Regierungsrätin Natalie Rickli. Beide sind in ihren Kantonen für das Gesundheitswesen zuständig. Beide verfolgen Tag und Nacht die steigenden Fallzahlen auf den Intensivstationen ihrer Spitäler.

Impfen oder nicht impfen ist – wie Draghi, Poggia und Rickli belegen – kein Konflikt zwischen rechts und links. Sondern eine Frage des noch halbwegs vernünftigen Menschenverstandes. Da haben wir in der Schweiz noch Luft nach oben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Mötley Crüe von Kabul

Kriegsverbrecher, langjährige Guantánamo-Häftlinge und ein Finanzminister, der das Geld mit den Händen zählt. Wer sind die Köpfe der neuen Taliban-Regierung?

Urs Gehriger

**E**ben sind sie noch im Pick-up durchs Land gebräust, die Kalaschnikows im Anschlag. Jetzt sitzen sie in den ledernen Chefsessel in Kabul und spielen Monopoly um die Macht. Nach ihrem triumphalen Einmarsch haben die Taliban ihre Mannschaft neu aufgestellt. Wie Mötley Crüe, die berüchtigtste Rockband der Welt, nimmt sich ihr Team aus wie ein wilder Haufen struppiger Rohlinge.

International gesuchte Schlächter besetzen die Schlüsselministerien der Übergangsregierung. Ehemalige Guantánamo-Häftlinge wachen über Geheimdienst, Grenzen und Armee. Langjährige Bekannte von Osama Bin Laden richten den innenpolitischen Kurs des neuen Emirats. Die ethnische Diversität der Führungsriege zeichnet sich dadurch aus, dass von 33 Ministern zwei keine Paschtunen sind. Und – wen wundert's – es gibt keine einzige Frau im neuen Adlerhorst von Kabul.

Gehärtet durch zwei Jahrzehnte Widerstand gegen die mächtigste Armee der Welt, der Machtwille zugespitzt wie ein Bambuspfahl, schicken sie sich an, das Land nach einem Steinzeit-Islam auszurichten.

## Hardliner als Premierminister

An der Spitze der Crew steht Mullah Mohammed Hassan Achund, ein Talib der ersten Stunde. Er ist einer jener vier Männer um den legendären, einäugigen Mullah Omar, die 1994 die Taliban gründeten. Der Titel Achund weist ihn als geistlichen Würdenträger aus. Gemäss Weggefährten fiel er jedoch früh auf durch einen böartigen, cholerischen Charakter.

Nach einem Bericht von Associated Press vom März 1998 schlug Achund während diplomatischer Treffen einen Mitarbeiter des Uno-Entwicklungsprogramms, warf mit einer Teekanne und Tischen um sich. Der Vorfall war der Grund dafür, dass die Uno den Abzug ihres ausländischen Personals aus Kandahar anordnete und ihre humanitären Aktivitäten im Süden des Landes einstellte. Achund wurde von den Vereinten Nationen mit Sanktionen belegt.

Nach der US-Invasion floh er nach Pakistan und versteckte sich wie viele andere hochrangige



*Elastisch gelebte Ambivalenz:* Sitzung im Präsidentschaftspalast, 15. August 2021.

Taliban in Belutschistan. Er arbeitete auf seiner Obstplantage in einem ruhigen Wohnviertel.

Viele hatten nicht damit gerechnet, dass Hassan Achund wieder eine hohe Position bekleiden würde. Die Ernennung des Hardliners zum Premierminister wird von Beobachtern in der Weltpresse als Kompromiss gesehen, nachdem es jüngst zu Auseinandersetzungen zwischen alten Hardlinern und relativ moderaten Taliban gekommen sei.

Wer je Hoffnungen auf einen «moderaten» Kurs der Taliban gehegt haben sollte, muss diese nach der Bekanntgabe der Ministerposten mit Spitzhacke und Stechschaukel begraben. Mit Siradschuddin Haqqani waltet der Anführer des gefürchteten Haqqani-Terrornetzwerks neu als Innenminister. Er steht auf der FBI-Liste der meistgesuchten Terroristen. Zehn Millionen Dollar sind auf seinen Kopf ausgeschrieben. Auf dem Steckbrief figuriert er – wie einst die Outlaws in Amerikas Wildem Westen – mit skizzenhaft gezeichneten Porträts. Bis heute existiert kaum ein gesichertes Foto von ihm.

Der Mann, über dem jahrelang amerikanische Drohnen kreisten, wacht jetzt über die Geschicke des «neuen» Afghanistan. Für Land, Leute und die Welt lässt dies wenig Erbauliches erahnen.

Nach den Anschlägen vom 11. September haben die Haqqanis vielen flüchtigen Al-Qaida-Mitgliedern Unterschlupf gewährt. Siradschuddin hat die Technik der Selbstmordattentate von al-Qaida übernommen und ist für die zahllosen blutigen Selbstmordattentate in Grosstädten verantwortlich, bei denen Tausende von afghanischen Zivilisten, Soldaten, Regierungsangestellten sowie amerikanisches Personal und Nato-Mitarbeiter getötet wurden.

Siradschuddin gilt als dezidiert pro-pakistanisch eingestellt. Zwei weitere Mitglieder des Haqqani-Netzwerks sitzen auf den Ministerposten «Höhere Bildung» und «Kommunikation». Siradschuddins Onkel Khalil ist ebenfalls Kabinettsminister der neuen Regierung und kümmert sich um Flüchtlinge. Ein Job mit wachsendem Potenzial angesichts der Zahl von Afghanen, die sich seit dem Sieg der Taliban akut mit dem Gedanken ans Auswandern tragen.

## Obamas fataler Deal

Die Taliban haben im Vertrag von Doha im Februar 2020 al-Qaida und anderen internationalen Terrornetzwerken offiziell abgeschworen. Das war Bedingung für den Truppenrückzug, der unter Präsident Trump ausgehandelt wor-

den war. Seit ihrer Machtübernahme haben die Taliban ihr Versprechen unterstrichen, «dass afghanischer Boden nicht gegen irgendjemanden verwendet wird». Gleichzeitig streuen sie Zweifel, dass Osama Bin Laden an den Terroranschlägen vom 11. September 2001 beteiligt gewesen sei. Dafür gebe es «keine Beweise», behauptete Regierungssprecher Zabiullah Mudshahid vor wenigen Tagen.

Diese elastisch gelebte Ambivalenz zeichnet die Taliban seit ihren Anfängen in den neunziger Jahren aus. Fast alle hochrangigen Amtsträger, die jetzt in Kabul sitzen, haben langjährige enge Verbindungen zu al-Qaida. Allen voran die «Guantánamo Five», eine Handvoll Top-Taliban, die im berühmtesten Terroristengefängnis in Guantánamo Bay einsassen.

Nun erweist sich als fatal, dass US-Präsident Barack Obama 2014 in einen Deal einwilligte, bei dem die fünf Häftlinge freigelassen wurden, um den amerikanischen Soldaten Bowe Bergdahl freizulösen, der in der Wildnis Afghanistans von seinen Truppen desertiert war, von den Taliban gefangen genommen und fünf Jahre als Faustpfand festgehalten wurde.

Laut Obama garantierte der Emir von Katar der US-Regierung, die fünf Ex-Häftlinge in seinem Ministaat zu überwachen und nicht ausreisen zu lassen. Allerdings war dieses Abkommen auf bloss ein Jahr befristet. Nach dem triumphalen Einzug der Taliban in Kabul sitzen sie nun im Zentrum der Macht.

#### «Analphabet, sehr brutal und grausam»

Nach zwanzig Jahren Krieg gegen den Terror mutet es wie ein Hohn an, dass mit Abdul Haq Wasiq ein ehemaliger Guantánamo-Gefangener, der direkte Verbindungen zu Osama Bin Laden pflegte, nun als Geheimdienstchef des neugegründeten Emirats waltet.

Und sein Käfig-Kollege aus Guantánamo Bay, Mullah Mohammad Fazl, steht als Vize-Verteidigungsminister an der Spitze der Armee. Vor 9/11 war Fazl «Chef des Gesamtstabs» des Taliban-Regimes und ist seither von Feind wie Freund als «Schlächter» gefürchtet. Fazl wird

#### Fast alle hochrangigen Amtsträger haben enge Verbindungen zu al-Qaida.

von internationalen Organisationen zahlreicher Kriegsverbrechen beschuldigt. Eigene Truppen bestrafte er, wenn sie gegen die Regierungstruppen den Rückzug antraten oder desertierten. «Fazl ist ein Analphabet, sehr brutal und grausam», erzählen ehemalige Kämpfer. «Allein sein Blick ist so furchteinflössend, dass einem das Blut in den Adern gefriert.»

In seiner neuen Funktion koordiniert Fazl modernstes Kriegsmaterial im Wert eines zweistelligen Milliarden-Dollar-Betrags, das die



US-Truppen bei ihrem überstürzten Rückzug liegen gelassen haben.

Auf Bildern aus der Schaltzentrale vermitteln die neuen Herrscher Afghanistans den Eindruck eines Mixes aus verwitterten Haudegen und poliertem Hightech. Einige der alten Schlachtrosse scheinen für ihren neuen Job in der Tat eher suboptimal qualifiziert zu sein, besonders jene, die mit zivilen Aufgaben zu tun haben.

So genießt der neue Finanzminister Mullah Hidayatullah Badri den zweifelhaften Ruf, nie über das Bildungsniveau eines Primarschülers hinausgekommen zu sein. Er stammt aus der Provinz Helmand, einer Drogen-Hochburg. Er hat das Geschäften auf den Opiumfeldern vor seiner Haustür gelernt und soll mit Narkotikahandel ordentlich Kasse gemacht haben. An seiner Eignung als Kassenwart des 38-Millionen-Volkes hegen viele Zweifel. Stimmen aus seinem Umfeld bezeugen, dass er nicht in der Lage sei, einen Taschenrechner zu benutzen, und dass er das Geld immer noch mit den Fingern zähle.

Über allen und allem thront Mawlawi Hibatullah Achundsada, der geistliche Führer der Taliban. Seit 2016 wacht er in dieser Position da-

rüber, dass die ultrakonservative Ideologie der Taliban haargenau eingehalten wird, und er gibt die politische und militärische Leitlinie vor.

Hibatullahs Biografie und Lebenswandel sind weitgehend ein Rätsel. Wie sein Vorgänger, der enigmatische Mullah Omar, tritt er praktisch nie öffentlich in Erscheinung. Man schätzt ihn auf Mitte sechzig und glaubt, dass er die meiste Zeit seines Lebens in Afghanistan gelebt hat. In den 1980er Jahren beteiligte er sich am islamischen Widerstand gegen die sowjetischen Invasoren und wurde nach der Machtübernahme durch die Taliban in Afghanistan zum Obersten Richter der Scharia-Gerichte des Landes ernannt.

#### Arrangement mit der Moderne

Taliban-Kämpfer und -Befehlshaber behaupten, ganz Afghanistan für Hibatullah erobert zu haben. Viele von ihnen finden es seltsam, dass er noch immer niemandem gedankt oder gratuliert hat. In einem ersten Statement liess er knapp verlauten, die Taliban seien an «starken und gesunden Beziehungen zu unseren Nachbarn und allen anderen Ländern, die auf gegenseitigem Respekt und Interaktion beruhen», interessiert, mit dem Vorbehalt, dass sie internationale Gesetze und Verträge respektieren würden, «die nicht im Widerspruch zum islamischen Recht und zu den nationalen Werten des Landes stehen».

Offenbar will er versuchen, das Taliban-Regime mit der Moderne zu arrangieren, ohne dass sie sich wirklich aus der Steinzeit verabschieden.

Vorerst ist seine Regierung damit beschäftigt, Hilfsgüter der Weltgemeinschaft einzufliegen, um die Menschen in Afghanistan vor Hunger zu bewahren und den Zusammenbruch öffentlicher Dienstleistungen zu verhindern.

Mitarbeit: Amin Khan, Kabul

# FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

## Rauchen – so gelingt der Ausstieg

Ab Montag, 20. September, täglich ab 17.30 Uhr auf

und ab Montag, 27. September, täglich ab 17.20 Uhr auf

**TELEZ**

www.fokus-kmu.tv

Sponsoringpartner

# Auf den Titelseiten deutscher Medien

Seit einer Woche diskutiert Deutschland über den «Quarantäne-Knast für Kinder» und den Pickelhauben-Sound der Behörde Potsdam-Mittelmark. Auslöser ist *Weltwoche Deutschland*.

Roman Zeller

**E**s war ein Senkrechtstart, wie er einmalig sein dürfte in der Schweizer Mediengeschichte. Von null auf hundert in der ersten Publikationswoche, auf die Titelseite der *Bild*-Zeitung, der grössten Zeitung Europas.

Und so geschah es: Am zweiten Tag, nachdem das neue Nachrichtenportal «Weltwoche Deutschland» live gegangen war, klingelte mein Telefon. Der Verleger dieser Zeitung berichtete mir, ein Zuschauer habe ihn am Berliner Flughafen angesprochen.

Der Mann hatte ihn über die unglaubliche Arroganz informiert, mit der die deutschen Behörden ihre Corona-Massnahmen anordnen würden. Im Pickelhauben-Sound sozusagen. Preussen-Style.

## «Zwangswise Absonderung»

Per schriftlicher Anordnung sei seine Tochter unter «Beobachtung» gestellt worden, hatte der entrüstete Mann erzählt. Grund: Das dreijährige Mädchen hatte in der Kita Kontakt mit einer Corona-infizierten Person.

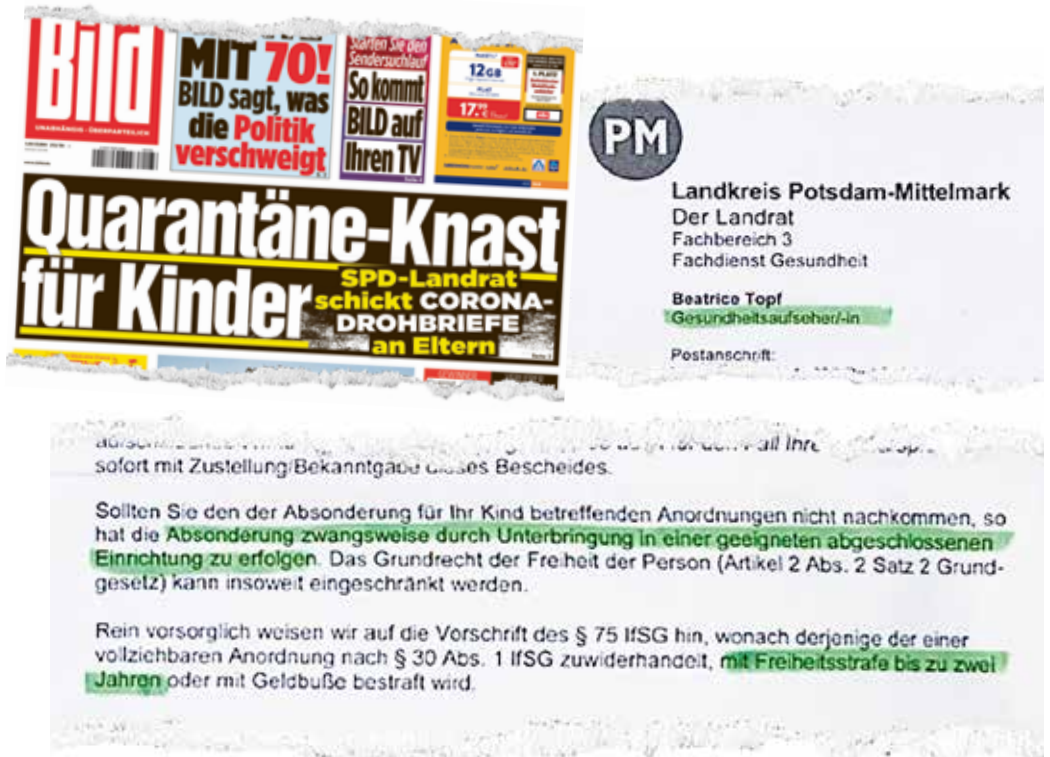
Die «Gesundheitsaufseherin» des Landkreises Potsdam-Mittelmark informierte die überrumpelten Eltern, sie müssten den Beamten jederzeit Zutritt zur Wohnung gewähren und Auskunft über den Gesundheitszustand des Kindes erteilen. So steht es im skandalösen Schreiben, das uns der Vater im Nachgang des Gesprächs zukommen liess.

Mehr noch: Obwohl das Mädchen stets negativ getestet worden war, drohte die Behörde den Eltern mit «zwangswise Absonderung» des dreijährigen Kindes in eine «abgeschlossene Einrichtung», sollten die Anordnungen nicht befolgt werden. Bei Zuwiderhandlung winkten den Eltern «Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren» oder «Geldbusse».

Als ich von dieser Nachricht hörte, sass ich in meiner leeren Wohnung in Berlin. Inmitten von Umzugskisten war ich noch mit den technischen Problemen der neuen Website beschäftigt. Kurz darauf veröffentlichten wir die Story. Es war Donnerstag.

Am Freitag titelte *Focus online*: «Als es um Quarantäne einer 4-Jährigen geht, droht SPD-

Berlin



Briefe, wie diese: Deutschland im Corona-Herbst 2021.

Landrat den Eltern mit Gefängnis». Und verwies dabei auf die «Bemerkung im Podcast der Schweizer *Weltwoche*».

Es stellt sich heraus: Briefe, wie sie die *Weltwoche* zitierte, wurden «hundertfach» verschickt. Und der Druck auf den Absender, auf SPD-Landrat Wolfgang Blasig, stieg.

## Wildgewordener Apparatschik?

Der Politiker rechtfertigte sich, dem Gesundheitsamt sei es wichtig gewesen, die Rechtsfolge «klar und deutlich» zu kommunizieren. Verstösse seien Ordnungswidrigkeiten und müssten im Landkreis Potsdam-Mittelmark verfolgt werden. Blasig, in Moskau und der DDR aufgewachsen, seit 2008 als Landrat im Amt, sah das Handeln seiner Behörde in den Schranken des Rechts. Andere sahen einen wildgewordenen Apparatschik am Werk.

Es war ein Steilpass für die *Bild*-Zeitung. Am Samstag zierte der Schriftzug «Quarantäne-Knast für Kinder» in grossen Buchstaben die Frontseite. Und im Bericht der Verweis:

«Sogar die Schweizer *Weltwoche* berichtet darüber.» Jackpot!

Nun setzte sich auch die Politik in Bewegung. Am vehementesten kritisierte Birgit Bessin, stellvertretende Landesvorsitzende der AfD Brandenburg, das Schreiben. Weil Hunderte auf diese Weise «gemassregelt, eingeschüchtert und bedroht» worden seien, forderte sie, die Massnahmen «sofort» zu unterlassen.

Die FDP Potsdam-Mittelmark verlangte «sprachliche Abrüstung», um die Stimmung nicht noch weiter anzuheizen.

Mittlerweile war auch die Deutsche Presse-Agentur auf die Geschichte aufmerksam geworden. In allen möglichen deutschen Zeitungen – unter anderem in der *Süddeutschen* – wurde über die Zustände in Potsdam-Mittelmark berichtet. Der Landkreis, so die News, halte «trotz massiver Proteste» am umstrittenen Schreiben fest. «Quarantäne-Anordnungen müssen befolgt werden». Uns wird der Stoff nicht ausgehen.

www.weltwoche.de

# Teile und herrsche

Während der Bundesrat die Nation mit der Zertifikatspflicht spaltet, erreichen die Schweden mit Freiwilligkeit eine höhere Impfquote.

Alex Baur

Schweden ist seiner pragmatischen Linie in der Corona-Politik bislang auch beim Impfen treu geblieben. 3-G-Zertifikate werden zwar auf Verlangen ausgestellt, doch gebraucht werden sie höchstens für Auslandsreisen. Wohl gibt es auch in Schweden Forderungen, mit der auf Ende Monat angekündigten Aufhebung aller Corona-Beschränkungen wenigstens für Grossveranstaltungen eine Zertifikatspflicht einzuführen. Juristen weisen allerdings darauf hin, dass die Verfassung einen derartigen Eingriff in die Privatsphäre gar nicht zulässt.

Entgegen allen Prophezeiungen sind bislang in Schweden alle Versuche der Regierung kläglich gescheitert, ein hartes Corona-Regime durchzusetzen. Weder gab es je einen Maskenzwang noch eine Schliessung von Volksschulen, Kitas oder Gastbetrieben. In Schweden ist es sogar verboten, den Zugang zu einer öffentlichen Einrichtung von einem Impfbizertifikat abhängig zu machen. Getestet wird in der Regel nur, wenn Symptome auf eine Infektion hinweisen. Verboten sind im Wesentlichen nur Massenveranstaltungen – dies jedoch konsequent seit Anfang der Corona-Krise.

## Kollateralschäden des Corona-Regimes

Zum einen liegt es an den engbegrenzten Kompetenzen der Regierung. Zum andern konnte die Gesundheitsbehörde Folkhälsomyndigheten unter der Leitung des «Staatsepidemiologen» Anders Tegnell die Bevölkerung davon überzeugen, dass eine «Zero-Covid-Strategie» auf längere Sicht mehr schadet als nützt. Statt auf Zwang setzte die Behörde auf Empfehlungen an den mündigen Bürger. Die Schweden mussten dafür viel Kritik, ja Hass und Hämie über sich ergehen lassen.

Seit letztem Frühling ist in den deutschsprachigen Medien allerdings kaum noch von Schweden die Rede. Mit gutem Grund: Schweden steht um einiges besser da als etwa die Schweiz. Der Vergleich ist bei einer sehr ähnlichen Wirtschafts- und Bevölkerungsstruktur zulässig, wobei der Anteil der Stadtbewohner in Schweden (88 Prozent) sogar markant höher ist als in der Schweiz (73 Prozent).

Schweden wurde zwar von der ersten Welle viel härter getroffen als die Schweiz. Tegnell führt dies auf Fehler beim Management von Alters- und Pflegeheimen zurück. Mit Zwangsmasken oder gar Zertifikaten, die erst viel später eingeführt wurden, hat es nichts zu tun. Und der Shutdown wurde in der Schweiz bekanntlich erst verordnet, als die Ansteckungswelle ihren Zenit bereits überschritten hatte. Deit Sommer 2020 weist Schweden bessere Zahlen aus.

So kam eine Studie der Universitäten von Zürich und Bern kürzlich zum Schluss, dass die gesamte Übersterblichkeit im Jahr 2020 in Schweden um rund einen Drittel tiefer lag als in der Schweiz. Während der zweiten Welle im letzten Winter war die Übersterblichkeit in Schweden gerade mal halb so hoch wie in der Schweiz.\* Über die Gründe kann man nur spekulieren. Eine plausible Erklärung wären die ungewollten Kollateralschäden des Schweizer Corona-Regimes.

Tatsache ist sodann, dass in Schweden seit Mitte Juli 2021 gemäss *Our World in Data*\* markant weniger Intensivpatienten registriert wurden als in der Schweiz – und fast keine Todesfälle mehr, die mit Sars-CoV-2 in Verbindung gebracht werden. Dass es mit der Impfung zu tun hat, darüber lässt sich nur mutmassen. Tatsache ist: In Schweden liessen sich bislang rund 70 Prozent der Bevölkerung völlig freiwillig impfen, in der Schweiz sind es trotz massivem Druck rund 10 Prozent weniger.



„Okay! Und jetzt alle wieder die Ideen mitschreiben...“

Gewiss, die Impfquote allein besagt noch nichts über den Schutz der Bevölkerung. Genau hier liegt vielmehr die Crux: Entscheidend ist die Durchimpfung der vulnerablen Bevölkerungsgruppen (ältere Personen; bei Vorerkrankungen, Fettleibigkeit etc.). Die schwedischen Gesundheitsbehörden setzten von Anfang an auf Transparenz und Eigenverantwortung. Der Bundesrat und seine Covid-Task-Force dagegen versuchen, die Bevölkerung mit alarmierenden Aufrufen und drastischen Prognosen aufzurütteln, die sich im Nachhinein fast immer als falsch oder zumindest übertrieben erwiesen haben.

## Verhärtete Fronten

Während die wenigen, aber konsequent angewendeten Massnahmen in Schweden von einem breiten Konsens getragen werden, führten der Panikkurs und insbesondere die Zertifikatspflicht zu einer tiefen Spaltung in der Bevölkerung. Der Bundesrat verschaffte sich mit seiner «Teile-und-herrsche-Politik» wohl eine Machtfülle, die er bislang höchstens in Kriegzeiten genossen hatte. Doch die Fronten sind verhärtet. Die Gefährdeten, die sich bislang der Impfung verweigerten, werden sich von der sozialen Quarantäne kaum beeindruckt lassen. Und für die gesunden Jungen, die sich nun impfen, um in die Disco eingelassen zu werden, ist das Coronavirus keine echte Bedrohung.

Ob der schwedische Pragmatismus langfristig nicht doch am meisten Leid verhindert? Das wird sich erst in ein paar Jahren solide beurteilen lassen. Immerhin räumt inzwischen sogar der deutsche Corona-Guru Christian Drosten ein, dass sich früher oder später jeder mit Sars-CoV-2 infizieren wird und dass eine Impfung zwar Gefährdete recht gut vor einem schweren Verlauf schützen, eine nachhaltige Immunisierung aber nur über eine Ansteckung erfolgen kann. Und so nebenbei: Gesunde Kinder sind nicht gefährdet. Drosten bestätigt damit, was Tegnell seit über eineinhalb Jahren predigt.

\* Quelle: Ourworldindata.org

# Heiland der Freiheit

Wie aus dem braven Luzerner Jungfreisinnigen Nicolas A. Rimoldi in der Pandemie ein Jugendidol wurde.

Marcel Odermatt

Luzern

**S**amstagabend auf der Terrasse des Hotels «Montana» in Luzern. Genüsslich zieht Nicolas A. Rimoldi an seiner Villiger-do-Brasil-Zigarre, nippt an einem teuren Bruichladdich-Octomore-Whisky und blickt auf die Seebucht der prächtigen Stadt mit dem sagenhaften Panorama der Innerschweizer Alpen im Hintergrund. Der Gründer und Co-Präsident der gegen die Corona-Massnahmen kämpfenden Gruppe «Mass-voll!» will den Moment in seiner Lieblingsbar nochmals richtig geniessen. Ab Montag gilt im ganzen Haus die Zertifikatspflicht. Für den ungeimpften Rebellen ist es für längere Zeit das letzte Mal, dass er sich in diesem oder einem anderen Lokal einen Drink genehmigen kann.

## Produkt einer Ausnahmezeit

Der 26-jährige Ethnologie- und Geschichtsstudent hat einen langen Tag hinter sich. Am Nachmittag war er mit anderen Gegnern der bundesrätlichen Covid-19-Politik durch die Strassen von Luzern marschiert. Für den Aktivist ist es eine Demonstration von vielen, die er in diesem Jahr veranstaltet hat. Der junge Mann, der in Neuenkirch aufwuchs und heute in Luzern lebt, ist der Star einer Jugendbewegung. Sie heisst «Mass-voll!» und ist daran, das politische Establishment das Fürchten zu lehren. Rimoldi ist ihr Gründer und Co-Präsident. Rastlos organisiert er Kundgebungen, plant Kampagnen und nutzt die sozialen Medien, um mit Einträgen gegen den Bundesrat und das Parlament Stimmung zu machen.

Der junge Mann ist das perfekte Produkt einer Ausnahmezeit. Seine Haare lässt er im Jesus-Stil wachsen, weil ihm die Schutzmassnahmen in den Coiffeursalons zuwider sind. Inzwischen sieht er aus wie ein Heiland der Freiheit, nur mit schicken Hemden und Westen statt Sandalen. Sein Studium bricht er ab, weil die Universität Luzern nächste Woche zu Semesterbeginn die Zertifikatspflicht einführt. Lieber wolle er «von Wasser und Brot leben», als sich das Vakzin spritzen zu lassen.



«Wie Rom vor dem Fall»: Rebell Rimoldi.

Das wirkt alles etwas übermütig und überdreht, ebenso wie seine Forderung, der Souverän müsse den Bundesrat fristlos entlassen, oder die Bemerkung, das Covid-Zertifikat sei Ausdruck einer faschistischen Politik. Gleichzeitig stellt der selbsternannte Freiheitskämpfer und Ex-Jungfreisinnige auch Fragen in den Raum, die man unbedingt diskutieren muss: Sind die Massnahmen gegen das Virus verhältnismässig, oder sind die sozialen, ökonomischen oder psychischen Schäden, die der Kampf gegen die Pandemie verursacht, nicht längst viel grösser als die gesundheitlichen?

«Ich kenne persönlich viele Leute, die unter den Corona-Massnahmen leiden. Was sie durchmachen, erleben und ertragen müssen, kann nie damit aufgewogen werden, was das Virus gesundheitlich verursacht», sagt Rimoldi. Die Kinderpsychiatrien seien voll, schwere Depressionen auf einem Allzeithoch. Familien, die sich nicht mehr ernähren können und auseinanderbrechen. Oder die zunehmende häusliche Gewalt und Gewalt an Frauen. Das seien Schäden, die viel schwerer wögen als das Virus.

Mit der Abstimmung über das Covid-Gesetz am 28. November sieht er nun die Gelegenheit gekommen, die Verantwortlichen zur Verantwortung zu ziehen. «Wir werden gewinnen», sagt er mit überzeugter Stimme. Der Grund für seine Zuversicht sind die Jungen. Sie hätten schon beim ersten Urnengang über die Vorlage zu 50 Prozent mit Ja gestimmt. «Im Herbst werden es nochmals mehr sein», sagt Rimoldi.

## Heimat für Junge

Ihre Nöte seien ignoriert worden. Die Jungen bezahlten den höchsten Preis. «Sie sind am stärksten von den Massnahmen betroffen, obwohl sie gesundheitlich am wenigsten gefährdet sind. Sie werden das Gesetz zum Kippen bringen.» «Mass-voll!» verzeichne bei den Mitgliedern ein «exponentielles Wachstum», wie er schmunzelnd erklärt. Wie viele Mitglieder die Organisation mittlerweile hat, will er aber auch auf mehrmaliges Nachfragen nicht verraten.

Ein Grund für den Erfolg von «Mass-voll!» ist, dass die Gruppe vielen jungen Menschen



eine Heimat bietet. Während die etablierten politischen Parteien seit Beginn der Pandemie über die Richtigkeit der Corona-Massnahmen streiten, offeriert die Gruppe eine Möglichkeit eines sozialen Miteinanders. «Wir treffen uns, diskutieren, gehen wandern oder machen Party», sagt Rimoldi. Sie hätten Leute aus allen Schichten, jeder politischen Ausrichtung und allen Berufen. Die einzige Klammer ist, dass man nicht mit der offiziellen Corona-Politik einverstanden ist.

Für den ehemaligen Delegierten der FDP ist die Rechnung bezüglich seines Liebeslebens auf jeden Fall bereits aufgegangen. Er lernte bei «Mass-voll!» seine Freundin Naomi Tambasco kennen, die bei der Truppe in der Funktion «Contentchefin & Social Media» tätig ist. Eine junge Frau mit wilder Löwenmähne, die in früheren Zeiten statt an Covid-Protestzüge an Popkonzerte pilgerte.

Vor einigen Tagen hat Rimoldi seinen 50-Prozent-Job beim *Schweizer Monat* gekündigt. Auf die Frage, wovon er lebe, antwortet er ausweichend. Trotz seines Faibles für teuren Whisky und Zigarren lebe er sparsam und habe sich etwas auf die hohe Kante gelegt, damit er sich nun voll auf seine politischen Aktivitäten konzentrieren könne. «Für meine Arbeit bei «Mass-voll!» erhalte ich keinen Rappen», betont er.

Hier blitzt er wieder auf: dieser missionarische Eifer, der Aussenstehende durchaus irritieren kann. Die Situation der heutigen Schweiz vergleicht er mit «Rom vor dem Fall». Damit bezieht er sich auf eine Erklärung von Historikern, die für den Untergang des Römischen Reiches im 5. Jahrhundert unter anderem einen moralischen Verfallsprozess – Dekadenz – verantwortlich machen. Dabei kann man den Umgang mit der Pandemie durchaus in einem anderen Licht sehen. Ist eine Gesellschaft tatsächlich dem Untergang geweiht, die unvorstellbare Summen ausgibt, um ihre Bevölkerung vor einer Krankheit zu schützen?

### Kein Impfgegner

Im letzten Herbst erkrankte Rimoldi selber am Virus – zum zweiten Mal. «Es war heftig. Ich lag zwei Wochen lang flach», sagt er, während dicke Rauchschwaden aus seinem Mund in den Luzerner Abendhimmel strömen. Trotzdem wäre eine Immunisierung das Letzte, was er machen würde. «Sogar wenn Migros und Coop eine Zertifikatspflicht einführen, werde ich mich nicht impfen lassen. Dann werde ich jemand, der geimpft ist, bitten, dass er mir meine Sachen besorgt.»

Er betont, er sei kein Impfgegner. «Das Vakzin kann aber schwere Nebenwirkungen haben. Das weiss ich aus meinem persönlichen Umfeld.» Entscheidend sei für ihn aber, dass es keinen Zwang gebe, sondern sich jeder frei entscheiden könne. «Niemand darf dafür diskriminiert werden, dass er sich so oder anders entscheidet.»

Auch da trifft er eine wunde Stelle. Tatsächlich steht die Frage im Raum, wie es weitergehen soll. Was braucht man in ein paar Monaten, um das Zertifikat zu erhalten? Drei Piks – oder vier?

Mit seiner Gruppe «Mass-voll!» steht Rimoldi in Opposition zu allen Parteien – mit Ausnahme der SVP. Sie ist die einzige politische Kraft, die ebenfalls die Zertifikatspflicht ablehnt und die Pandemiebekämpfung von Bundesrat und Parlament immer wieder kritisch hinterfragt. Trotzdem geht Rimoldi auf Distanz. «Machen wir uns nichts vor: Ohne SVP gäbe es dieses Co-

*«Unsere Kriegskasse ist dank vielen kleinen Spenden gefüllt, wir können uns einen guten Werbefeldzug leisten.»*

vid-Gesetz nicht.» Er freue sich zwar, wenn die Partei den Kampf von «Mass-voll!» unterstütze, die SVP habe aber wie alle anderen Parteien in der Corona-Politik ein Glaubwürdigkeitsproblem.

Ende Monat lanciert «Mass-voll!» zusammen mit den Freunden der Verfassung und dem Aktionsbündnis Urkantone die Kampagne gegen das Covid-19-Gesetz. Dabei will Rimoldi mit der grossen Kelle anrichten. «Unsere Kriegskasse ist dank vielen kleinen Spenden gefüllt, wir können uns einen richtig guten Werbefeldzug leisten.» Wie bis anhin setzt er dabei neben seinen eigenen Kanälen auch auf die klassischen Medien. Dabei profitiert er von der heutigen Medienlandschaft: Schlagwörter wie «Covid», «Massnahmen», «Kritiker» garantieren für Klicks. Rimoldi und seine Leute können sich auf viel Aufmerksamkeit freuen.

### «Du machst einen super Job»

Der Schweiz steht ein heisser Abstimmungserbst ins Haus. Als erstes und einziges Land auf der Welt kann der Souverän zur Pandemiepolitik ein Verdikt abgeben. Gewinnt Rimoldi diesen Wettstreit, wird er zur festen Grösse in der Schweizer Politik. Verliert er, sind seine Reden von einer angeblich verfassungswidrigen Zertifikatspflicht endgültig widerlegt. Die Corona-Politik von Bundesrat und Parlament hätte dann den Stempel einer demokratisch legitimierten Strategie.

Auf der spätsommerlichen Terrasse bricht langsam die Nacht an. Plötzlich taucht am Tisch eine Frau auf. Sie fragt höflich, ob Rimoldi der Chef von «Mass-voll!» sei. Sie habe an diesem Nachmittag leider nicht an der Demonstration teilnehmen können, was sie sehr bedaure. «Du machst einen super Job, erfüllst eine wichtige Aufgabe», sagt sie. Man spürt, wie das Lob Rimoldi guttut und er den Moment genießt. Er hat bei seinen Anhängern hohe Erwartungen geschürt. Ob er sie tatsächlich erfüllen kann, wird sich schon bald weisen.

## Biedermeiers Wappentier



Aus der Zeit gefallen: Kandidat Laschet.

Wollte man ein Wappentier des deutschen Biedermeier entwerfen, müsste es aussehen wie Armin Laschet. Freundlich, gemächlich, grundanständig. Und völlig aus der Zeit gefallen. Ja geradezu unmöglich.

Warum? Nun, das Biedermeier war in Deutschland die Ruhe *nach* dem Sturm, die Phase nach Napoleon und dem grossen Völkerschlachten. Der deutsche Wähler aber will einen Haudegen, denn er sieht den grossen Sturm *vor* sich. Wie immer dieser aussieht.

Für die Jugend wäre es die Klimakatastrophe, für die Berliner der Verlust der Staatsknete, für Finanzminister Olaf Scholz die Steuerfahndung. Wollte man ihn, den deutschen Wähler, pinseln, käme vorerst nichts Schmeichelhaftes raus.

Er trüge seine Zipfelmütze, der deutsche Michel, und er wünschte sich, wenn die Umfragen nicht täuschen, alles andere als einen anständigen Kerl, den man zum Jagen tragen muss.

Er wünscht sich, traut man den Umfragen, personifizierte Skrupellosigkeiten wie Söder oder Scholz. Er wünscht sich also einen schaumschlagenden Populisten oder so was wie «Gamaschen-Ede», einen, der das Maul halten kann vor Gericht. Das sind die Einzigen, die für ihn in Frage kommen.

Andere, also diese unangenehmen Oppositionellen mit den unangenehmen Fragen nach den leeren Rentenkassen, den Flüchtlingsschmugglern, den Verarmungsprogrammen, den kriminellen Asylanten kommen für ihn nicht in Frage.

Allerdings, das sollte er wissen, der Wähler, war das Biedermeier auch die Zeit für die revolutionäre Vorbereitung für den Umsturz der Verhältnisse.

Und so könnte es sein, dass der deutsche Michel, trotz all seiner Schreckenserfahrungen mit Hunger und Not nach der Partitur vollmundiger Parolenschwenker erneut in der Sch... landet.

Matthias Matussek

# Yin und Yang der britischen Politik

Boris Johnsons Popularität sinkt. In dessen Schatten wächst der tadellose Rishi Sunak. Grossbritanniens Schatzkanzler ist in jeder Hinsicht das Gegenteil des Premiers.

Francis Pike

**V**iele Männer bevorzugen einen bestimmten Frauentypus. Nicht so Boris Johnson. Seine erste Frau, die Tochter eines englischen Kunsthistorikers, galt als Botticelli-Schönheit. Während der Ehe begann Johnson eine Affäre mit der Anwältin Marina Wheeler, der Tochter eines BBC-Journalisten und einer Inderin.

Während der 24-jährigen Ehe mit Wheeler folgte eine Affäre auf die andere – mit der Journalistin Petronella Wyatt, einer attraktiven Brünetten, mit Anna Fazackerley, einer spindeldürren, aschblonden Bildungsjournalistin, mit Helen Macintyre, einer glamourösen Kunstberaterin, die ein Kind von ihm bekam, und mit Jennifer Arcuri, einer drallen, blonden, amerikanischen Tech-Unternehmerin.

Die Ehe wurde schliesslich geschieden wegen seiner Affäre mit der PR-Beraterin und Umweltaktivistin Carrie Symonds, einem blonden Pseudohippie mit Schmollmund. Die beiden haben kürzlich geheiratet, Symonds ist mit ihrem zweiten Kind schwanger. Und das sind nur die bekannten Affären. Die Frage, wie viele Kinder er hat, beantwortet Johnson nicht.

## Lichtjahre vor jedem Rivalen

Seine politische Karriere könnte man als genauso sprunghaft wie sein Privatleben bezeichnen. Obwohl er den «um sich greifenden Nanny-Staat beenden» wollte, verfolgt er genau jene neomarxistische Spendierpolitik, deren Vertreter er bei der letzten Wahl so deutlich geschlagen hat.

In der vergangenen Woche kassierte Johnson sein Wahlversprechen, die Steuern nicht zu erhöhen. Und nirgendwo wird versucht, den aufgeblähten Staatsapparat zu reduzieren, in dem fast jeder vierte Arbeitnehmer beschäftigt ist. Das ist meilenweit entfernt von dem schlanken Staat mit tiefen Steuern, den uns der Brexit versprochen hat, dem «Singapur an der Themse».

Aber es ist vor allem die Corona-Politik, die zu Buche schlägt. Für ein Test- und Nachverfolgungssystem, das weithin als nutzlos kritisiert wurde, sind in den vergangenen zwei Jahren

London

rund 37 Milliarden Pfund ausgegeben worden – doppelt so viel wie für den Afghanistan-Krieg. Von Johnsons Popularität ist in der Partei und im Land nicht mehr viel übrig. Schwache, intellektuell beschränkte, unterwürfige Minister im Verein mit bürokratischer Inkompetenz vervollständigen das traurige Bild, das die Regierung abgibt. Wie Johnsons ehemaliger Stabschef bemerkte, ähnelt Johnsons Führung «einem Ein-



*Gemeinsam wären sie ein klasse Team:* Politiker Sunak (l.), Johnson.

kaufswagen, der von einer Seite des Gangs gegen die andere knallt».

Die Konservative Partei ist berüchtigt für ihren gnadenlosen Umgang mit erfolglosen Spitzenpolitikern. Denken wir nur an Theresa May, Johnsons unfähige Vorgängerin. Wird er das gleiche Schicksal erleiden? Und wer wäre sein Nachfolger?

Rishi Sunak, der 41-jährige Schatzkanzler, ist von dem katastrophalen Ansehensverlust der Regierung nicht betroffen. Er ist beliebt in der Partei und schon jetzt Lichtjahre vor jedem Rivalen um die Johnson-Nachfolge. Wenn Johnson

das «denkfaule» Yin ist, dann ist Sunak das «logische» Yang. Gemeinsam wären sie ein klasse Team, aber Johnsons Ego gefährdet das Schiff der Tories, auf dem es zunehmend unruhig wird.

## Gertenschlank und gutaussehend

Die beiden könnten unterschiedlicher nicht sein. Johnson ist übergewichtig und tapsig, «Dishi Rishi» (der scharfe Rishi), wie er oft genannt wird, ist gertenschlank und gutaussehend. Johnson ist nachlässig gekleidet, Rishi Sunak stets wie aus dem Ei gepellt. Johnson ist, privat und als Politiker, finanziell zügellos, Rishi, Sohn einer Apothekerin und eines Arztes, ist ein Ex-Banker und Selfmade-Millionär, ein unternehmerfreundlicher Konservativer.

Johnson ist notorisch untreu, Rishi ist glücklich verheiratet mit der Tochter eines indischen Tech-Milliardärs, die er an der Stanford University kennengelernt hat und mit der er zwei Kinder hat. Johnson trinkt gern über den Durst und liebt Junkfood. Rishi trinkt keinen Alkohol und isst als gläubiger Hindu kein Rindfleisch. Johnson ist ein grandios erratischer und stotterer Redner. Rishi redet geschliffen, er ist wortgewandt und umgänglich.

Johnson ist ein brillanter Stimmenfänger, der die einfachen Leute anspricht. In dieser Hinsicht muss Rishi sich erst noch beweisen. Doch das ist nicht der Grund, weshalb Johnson in naher Zukunft wohl nicht abserviert werden wird. Als Premierminister mag er wenig erreicht haben, aber der Oppositionsführer Keir Starmer steht noch schlechter da. Starmer ist ein hölzerner Debattenredner. Dieser leidenschaftliche Arsenal-Fan ist noch unfähiger als die Three Lions, den Ball in ein leeres Tor zu schiessen.

Starmer und die Labour Party, in der man sich lieber mit Gender-Politik, Critical Race Theory, «Black Lives Matter» und anderen Ausdünstungen des Kulturmarxismus beschäftigt, sind vermutlich unwählbar. Solange dies der Fall ist, droht Johnson keine Gefahr. «Dishi Rishi» wird sich gedulden müssen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Anleitung zur Selbstdemontage

Die Schweizer Verlage starten den Abstimmungskampf um ihr Mediengesetz mit einem Fiasko.



Als im letzten Januar die Unterschriften beisammen waren, war das für die *Aargauer Zeitung* und ihre zwanzig Schwesterblätter von *Luzerner Zeitung* bis *St. Galler Tagblatt* eine selbstverständliche News. «Referendum gegen das Terrorgesetz kommt zustande», schrieben sie.

Als im letzten April die Unterschriften beisammen waren, war das für den *Tages-Anzeiger* und seine zehn Schwesterblätter von *Berner Zeitung* bis *Basler Zeitung* eine selbstverständliche News. «Referendum gegen <Ehe für alle> zustande gekommen», schrieben sie.

Als im letzten August die Unterschriften beisammen waren, war das für die Blick-Gruppe eine selbstverständliche News. «Referendum gegen Covid-19-Gesetz kommt zustande», schrieb sie.

Letzte Woche nun, im September, kam auch das Referendum gegen das Mediengesetz zustande. Und was schrieben diesmal all unsere Blätter am nächsten Tag?

Sie schrieben kein einziges Wort.

Unglaublich, aber wahr. Alle Schweizer Zeitungen schwiegen das gelungene Referendum gegen das neue Mediengesetz tot. Keine Zeile, nirgendwo. Selbst die NZZ, sonst eine verlässliche Chronistin, blieb stumm wie ein Grab.

Auch auf der Schweizer Depeschagentur staunten sie. Die News-Agentur lieferte in ihrem deutschsprachigen Dienst die Meldung wie üblich ab («Referendum gegen Medienförderung zustande gekommen»). Die Abdruckquote war null.

Das hat es in der Referendumsdemokratie wie in der Mediengeschichte noch nie gegeben. Ein politischer Prozess, der in fünf Monaten zu einer

Volksabstimmung führen wird, wird von der gesamten Presse tabuisiert. Es ist ein einzigartiges Versagen des Schweizer Journalismus und der Schweizer Verlagskultur.

Ich glaube nicht an Verschwörungstheorien. Aber es ist seltsam. Auf allen grossen Zeitungsredaktionen des Landes werden zugleich alle Journalisten von der Erkenntnis heimgesucht, dass ein erfolgreiches Referendum eine No-News ist. Die kollektive Erkenntnis ereilt sie, obschon

*Unglaublich, aber wahr:  
Alle Schweizer Zeitungen schwiegen  
das gelungene Referendum tot.*

sie zuvor bei anderen gelungenen Referenden, von Terrorgesetz bis Covid, immer darüber berichtet haben. Da braucht es viel Gottvertrauen, um unkoordinierten Zufall zu vermuten.

Klar, die publizistische Pleite hat natürlich eigennützige Ursachen. Das neue Mediengesetz, in der Sommersession beschlossen, schüttet gegen 130 Millionen Franken an zusätzlichen Subventionen über die Branche aus.

Der heikle Punkt daran ist, dass mindestens die Hälfte der Subventionen an die vier grossen Verlagshäuser TX Group, CH Media, Ringier und NZZ-Gruppe fliessen. Doch die Big Four haben selbst in Corona-Zeiten Hunderte von Millionen an operativem Jahresgewinn eingefahren. Sie wollen dennoch unbedingt an die Staatsgelder ran.

Das Dümme, was man in dieser doppelbödigen Situation tun kann, ist eine Selbstdemontage. Selbstdemontagen gelingen stets

dann, wenn das eigene Handeln mit der eigenen Lehre krass kollidiert.

Indem sie die Opposition gegen ihren Finanzsegen tabuisierten und das geglückte Referendum verschwiegen, haben sich die Verlagshäuser genau in diese ambivalente Rolle verstrickt. Sie haben gezeigt, dass sie ihre Verantwortung für die Öffentlichkeit, die sie sonst so gerne beschwören, sehr situativ und selbstbezogen interpretieren.

Die Medienhäuser haben den Abstimmungskampf um ihr Mediengesetz dadurch mit einer Bruchlandung gestartet. Es dürfte an der Urne zu ihrem Fiasko werden.

Stellen Sie sich vor, Verleger-Präsident Pietro Supino von TX Group sitzt vor der Abstimmung auf einem Podium und sagt mit Brustton: «Die Demokratie braucht gut informierte Bürger.» Die Antwort wird sein: «So, so, und darum haben Sie beim Referendum zum Mediengesetz die Bürger bewusst nicht informiert.»

Oder stellen Sie sich vor, Verleger-Vizepräsident Peter Wanner von CH Media steht vor der Abstimmung in der TV-«Arena» und sagt mit Brustton: «Unser Land braucht unabhängige Medien.» Die Antwort wird sein: «So, so, und darum gab es beim Referendum zum Mediengesetz keine einzige unabhängige Zeitung.»

Vor zwei Monaten habe ich in dieser Kolumne geschrieben: «Ich glaube, die staatlichen Subventionen für die Medien gehen in der Volksabstimmung bachab.»

Ich habe nach diesem neusten Verleger-Flop meine Meinung etwas geändert. Ich glaube, die staatlichen Subventionen für die Medien gehen in der Volksabstimmung rauschend bachab.

# Meine Freundin Frida

Was mir Abba-Sängerin Frida über ihr grosses Comeback verriet.

Kathy Lette

Was war der Höhepunkt Ihres Lebens? Die Besteigung des Mount Everest? Kajakfahren auf dem Amazonas? Meiner war, bei einem Mittagessen in meinem Londoner Haus die Popkönigin Anni-Frid Lyngstad mit der Popprinzessin Kylie Minogue bekannt gemacht zu haben. Angesichts solch musikalisch-königlicher Hoheiten vermochte ich mich nur noch rückwärts zu bewegen, katzbuckelnd wie eine Hofschranze.

Das Wort «Kylie» bedeutet «Bumerang». Und mit der Macht eines Bumerangs kommen Abba gerade zurück-gesaut: Die Nachricht von einem neuen Album und einer digitalen Welttournee liess das Internet schmelzen. Tickets sind jetzt schon schwieriger zu finden als die Speisekammer eines Supermodels.

Wieso? Weil Abba zur kulturellen DNA der Welt gehören. Ihre trügerisch simple, hervorragend gearbeitete Musik spricht vom Kleinkind über den Teenager bis zum Achtzigjährigen alle Altersgruppen an.

## Kleider wie Notsignale

Als Abba-besessener Teenager gründete ich in den siebziger Jahren eine Tribute-Band. Als Rothaarige tat ich mich mit einer blonden Mitsängerin zusammen, und dann verpassten wir den berühmten Texten von Björn und Benny einen Dreh ins Satirische: So wurde «Dancing Queen» zu einer Ode an die Gay-Community, denn «queen» bedeutet unter anderem ja auch «Schwuchtel». Und «Mamma Mia» wurde zu «Me a Mama», einer Nummer über Teenagerschwangerschaften: Wir stopften uns Kissen unter die weissen Kittel und sangen, die berühmte Rücken-an-Rücken-Choreografie von Frida und Agnetha imitierend: «Me a Mama. Here I go again. It started when I kissed you. Me a Mama, does it show again? Why didn't I resist you?»



«Bis demnächst auf dem Dancefloor»: Kathy Lette.

Wir tanzten neben dem Rhythmus und sangen so schlecht, dass das Publikum auf unsere Frage, was wir als Zugabe spielen sollten, «Scrabble!» rief. Doch böseartig war unser Schabernack kein bisschen, denn wie alle anderen waren auch wir Abba-süchtig. Anfang der Siebziger waren harte Rockbands wie Slade, AC/DC und Led Zeppelin angesagt. Es folgte Heavy Metal, bei dem Frau das Gefühl hatte, ihr Trommelfell werde von Nagelfeilen durchbohrt. Und dann der Punk, Bands mit Namen wie Satanssperma oder Darmabschaum. Im Vergleich zu solch derber Kost nahm sich die Musik von Abba wie ein Sorbet aus, das die kollektiven Geschmacksknospen erblühen liess.

Auch die Kleidung der Gruppe war durch und durch ironisch gefärbt. Die von Frida entworfenen jenseitigen Kostüme – Astronautenanzüge aus Schlangenleder, paillettenbesetzte Hotpants und Agnethas rote Rüschenulotten in «Ring Ring» – waren dermassen schrill, dass sie zu Notsignalen getaugt hätten. Doch was man anderen als Fashion-Fauxpas angelastet hätte, führte keineswegs dazu, dass das schwedische Quartett ins Modesibirien verbannt wurde. Wir ergebenen Fans machten natürlich alles nach, was allerdings nicht immer hinhaute. Meine bis zu den Oberschenkeln hoch reichenden Vinylstiefel und die Leopardfellshorts in Kombination mit dem fluoreszierenden, enganliegenden bauchfreien Top sollten anziehend wirken, signalisierten aber vor allem, dass sie ausgezogen würden – von den übrigen Mitgliedern der Band.

Es gab vier Abba-Kleidungsregeln, die ich sklavisch befolgte:

1. Die missratene Dauerwelle. Auf Fotos sehe ich aus, als hätte ich meine Schamhaare auf den Kopf verpflanzt.
2. Schulterpolster, gross genug, dass man darauf ein Mittagsschläfchen halten konnte.

3. Riesige Ohrringe. An meinen Ohren baumelten die ganzen siebziger Jahre lang Dinger, die aussahen wie Spiralen für Elefantenkühe.

4. Enganliegendes. Der gerüschte weisse Overall, den Agnetha trug, sass so straff, dass man die Rosine erkennen konnte, aus der ihr Mittagssmahl bestanden hatte, und brachte ihr 1975 den Ruf ein, über den «knackigsten Po im Pop» zu verfügen. Auf ihrer Australientournee nahm er Dimensionen an, die den von den Ureinwohnern Uluru genannten Berg übertrafen. Nicht in Wirklichkeit natürlich, aber in den Medien. Agnetha und Frida hatten hübsche Hinterteile, doch im Gegensatz zu heutigen Popstars glücklicherweise nie den A... offen.

## Männliche Sehnsucht nach Sex

Die abgedrehten Kostüme waren wie erwähnt Ausdruck der liebenswertesten Eigenschaft von Abba, ihrer Selbstironie. Ihre respektlose Verspieltheit stand im Gegensatz zum Selbstverständnis der meisten Siebziger-Jahre-Musiker. In meiner Jugend habe ich mit einigen Rockstars rumgemacht, und ich kann Ihnen sagen, deren Spiegel waren mit Knutschflecken übersät. Ja, wenn mein Freund, der Schlagzeuger, mit mir im Bett einen Orgasmus hatte, japste er dabei nicht meinen, sondern seinen Namen.

Die meisten Popsongs jener Zeit handelten von männlicher Sehnsucht nach Sex. Im Zentrum von Abba-Songs wie «Lay Your Love on Me», «Gimme Gimme Gimme (a man after midnight)» oder «Take a Chance on Me», in dessen Split-Screen-Video suggestive Seitenblicke geworfen werden und in Zeitlupe gesprungen wird, stehen dagegen Frauen, die bei aller Verspieltheit sexuelles Selbstbewusstsein verströmen. Abba bestand aus zwei Ehepaaren. Doch als es mit dem «Dû bist mîn, ich bin dîn» vorbei war, wie ging die Band damit um? Indem sie genau diese Erfahrungen thematisierte. Man denke nur an den nuancierten Herzschmerz von «The Winner Takes It All» und «Knowing Me, Knowing You», in denen die beiden Frauen im Schnee davongehen. So sparte man nicht nur die Kosten für eine Therapie, sondern verdiente noch dazu.



«Auch wir Wikingerfrauen werden älter»: Frida (2. v. l.) mit Abba.

Die meiste Popmusik ist so nachhaltig wie eine Enthaarung der Bikinizone. Warum sind Abba noch vierzig Jahre nach Auflösung der Band so populär? Weil ihre Musik einfach verdammt gut

*Nach zwei Jahren Pandemie sind Abbas heilsame Harmonien genau das, was wir dringend nötig haben.*

ist. Ob Disco-Kracher oder herzerreissende Ballade – die scheinbar simplen Songs sind raffiniert aufgebaut und hervorragend instrumentiert.

«SOS», 1975 erschienen, war ein weltweiter Hit. Pete Townshend von The Who bezeichnete ihn als einen der besten Popsongs, die je komponiert worden seien. Auch John Lennon zählte ihn zu seinen Lieblingssongs ebenso wie Ray Davies von den Kinks. Der Sex-Pistols-Bassist Glen Matlock verriet, er sei zu seinem Punkklassiker «Pretty Vacant» durch den zentralen Riff von «SOS» inspiriert worden.

Was Abba so einmalig macht, ist die Verschmelzung ganz unterschiedlicher Elemente: Da trifft Schlagerseligkeit auf Nordic noir. Es ist das musikalische Gegenstück zu Caramel au fleur de sel: süß und salzig, lieblich und streng. Die Texte, die oft von Liebe und Verlust handeln, verbinden Witz mit Schneid, Passion mit Pathos. Fridas schokoladensüßer Mezzosopran, kombiniert mit Agnethas prickelndem Sopran, ergibt eine unwiderstehliche tonale Textur. Die Verschmelzung von Melancholie und Melodie wurde zu Abbas Markenzeichen.

Sie waren auch Pioniere der Promotion. Die Videoclips zu ihren Songs waren einfallsreich, es wurde mit Fischaugen und anderen Mitteln der Verzerrung experimentiert. Und Jahrzehnte später sind sie erneut bahnbrechend, indem sie Hologramme von sich auf Welttournee schicken.

Frida lernte ich vor zehn Jahren auf einer Party meiner Freunde von Deep Purple kennen. Vom Organisten Jon Lord und dem Schlagzeuger Ian Paice wurde mir eingeschärft, dass Frida

nicht auf ihre Popvergangenheit angesprochen werden wolle, und ich versprach, meine Vergötterung zu zügeln und mich kühl und ruhig zu verhalten. Das gelang mir auch – ungefähr zehn Minuten lang. Von ein paar Drinks befeuert, sprang ich unversehens auf einen Stuhl und gab für Frida ein paar meiner liebsten Abba-Hits zum Besten. Während Jon die Augen rollte und Ian nach einer Zwangsjacke Ausschau hielt, gestand ich der Diva, was ich als Teenager in der Tribute-Band an musikalischem Mimikry betrieben hatte. Zum Glück hat Frida viel Sinn für Humor, weshalb sie sich über meine beschwipste Imitation amüsierte. Wir wurden Freundinnen und flachsen seit Jahren hin und her.

### Impfung gegen Pessimismus

Als die Sache mit der virtuellen Abba-Tournee bekannt wurde, gratulierte ich der ikonischen, ironischen Frida per Mail dazu. «Auch wir Wikingerfrauen werden älter», antwortete sie, «weshalb es für uns ein Hochgenuss ist, vom Sofa aus zu beobachten, was auf der Welt geschieht.» Sie fügte hinzu, sie hoffe, die Musik werde mir «Aufschwung geben». Und ist das nicht genau das, was Abba immer schon getan haben? Ihre Musik ist eine Impfung gegen Pessimismus und Weltschmerz. Nach zwei Jahren Pandemie, Lockdowns, Quarantänen, finanziellen und existenziellen Ängsten sind Abbas heilsame Harmonien genau das, was wir dringend nötig haben.

Als ich ihre neuen lebensbejahenden Lieder mit Bennys Keyboard-Glissandi und Agnethas und Fridas samtigem Gesang hörte, hat mich das dermassen hochgerissen, dass ich den Bewohnern der Raumstation Mir hätte zuwinken können. Jetzt muss ich nur noch meine Schlaghosen mit den Pailletten, die Plateauschuhe und den nordischen Poncho ausgraben, und dann geht es ab. Bis demnächst auf dem Dancefloor. Und ich verspreche Ihnen: Diesmal singe ich nicht mit.

Aus dem australischen Englisch von Thomas Bodmer  
Kathy Lette stammt aus Sydney, Australien. Sie ist Autorin von 14 Bestseller-Romanen, die in 17 Sprachen übersetzt wurden. Sie lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in London. [www.kathyllette.com](http://www.kathyllette.com)



**HOFMANN KOMMUNIKATION**

AGENTUR FÜR PUBLIC RELATIONS

Bern Thun Interlaken

[www.hofmann-kommunikation.ch](http://www.hofmann-kommunikation.ch)

# Die Uno hat die Schweiz in der Hand

Eine halbe Milliarde Franken schickte die Schweiz seit 2001 nach Afghanistan. Jetzt folgen weitere sechzig Millionen. Schliesslich will man ja in den Sicherheitsrat.

Marcel Odermatt

In Genf fand Anfang dieser Woche eine Afghanistan-Konferenz der Uno statt. Der Staatenbund will mehr humanitäre Hilfe für das kriegsversehrte Land bereitstellen. Die Schweiz hat in vorseilendem Gehorsam bereits vorgespurt. Der Bundesrat gab vor einigen Tagen bekannt, dass er zusätzliche 33 Millionen Franken für humanitäre Hilfe ausgeben will. Die Eidgenossenschaft unterstützt damit das von den islamistischen Taliban regierte Gebirgsland in den kommenden sechzehn Monaten mit rund sechzig Millionen Franken.

Auf welche Weise kontrolliert werden kann, dass die Mittel nicht in falsche Hände geraten, ist unklar. Das Schweizer Büro in Kabul wurde im August geschlossen. Wie Staatsangehörige von Ländern, die jahrelang gegen die Taliban einen verlustreichen Krieg geführt hatten, verliessen auch die Schweizer das Land fluchtartig. Ein panikartiges Reissausnehmen, obwohl die neutrale Schweiz in den letzten zwei Jahrzehnten eine halbe Milliarde Franken an Entwicklungsgeldern investiert hatte.

## Reiben sich die Taliban die Hände?

Interessant, dass ausgerechnet die SVP als einzige Partei den überstürzten Abzug kritisch in Frage stellt. Der Luzerner Nationalrat Franz Grüter, Vizepräsident der Aussenpolitischen Kommission, sagt: «Aus humanitärer Sicht hätte ein Verbleiben der Schweiz im Minimum geprüft werden müssen.» Beim Aussendepartement heisst es bloss, man habe «rasch auf die neue Situation in Afghanistan reagiert».

Sicher ist, dass es den Leuten im Aussendepartement am wohlsten ist, wenn sie das Gleiche tun können wie alle andern. Unabhängig davon, ob es Sinn macht oder nicht. Dabei wäre nach dem von US-Präsident Joe Biden chaotisch durchgeführten Weggang ein Marschhalt in Sachen Entwicklungshilfe und Flüchtlingspolitik hinsichtlich des Lands am Hindukusch nötiger denn je. Wird das Geld richtig investiert, wollen die Menschen diese Art von Hilfe westlicher Länder überhaupt? Oder können sich bloss die Taliban die Hände reiben, wenn die Schweiz weiter Geld überweist?

Das Problem ist, dass viele Politiker und die Leute im Aussendepartement sich mit solchen Fragen auf keinen Fall auseinandersetzen wollen. Im Gegenteil: Sie möchten sich im Moment mit der Uno besonders gut stellen. Schliesslich dürfte die Schweiz schon bald in deren oberstem Gremium, dem Sicherheitsrat, mit-

*Für die Schweiz bedeutet das:  
mehr Entwicklungshilfe,  
mehr Flüchtlinge.*

machen und dort über Krieg und Frieden mitentscheiden. Bundesrat und eine Mehrheit des Parlaments möchten, dass die Eidgenossenschaft 2023/24 nichtständiges Mitglied dieses Organs werde. Die Wahl gilt als praktisch sicher. Dagegen gewehrt hat sich nur die SVP. «Das ist ein reines Prestigeprojekt gewisser Politiker», sagt Grüter. Dass aus Prestige Gründen die wichtigste aussenpolitische Stärke der Schweiz – die Neutralität – aufs Spiel gesetzt werde, sei grob fahrlässig. Zumal über 90 Prozent der Bevölkerung die bewährte Schweizer Neutralität befürworten würden.



*„Humankapital gut und schön,  
aber Sie müssen ihn deswegen nicht  
in den Safe stecken ...“*

Doch dieses Faktum ist vielen Leuten mit führenden Aufgaben in der Aussenpolitik egal. Das Mitmachen der Schweiz im Uno-Führungsgremium wird sie weiter darin bestärken, sich noch näher an die Politik des Nationenverbundes anzulehnen und noch offener für die Wünsche der Staatengemeinschaft zu sein.

Für ein Land wie die Schweiz bedeutet das zweierlei: viel Geld für Entwicklungshilfe bezahlen und mehr Flüchtlinge aufnehmen. Dabei ist höchst umstritten, ob es wirklich die Hilfsbedürftigen hierherschaffen. In Deutschland zeigte sich, dass bei den jüngsten Evakuierungen Leute an Bord kamen, die eine kriminelle Vergangenheit gehabt hatten. SVP-Nationalrat Franz Grüter: «Man holt wieder Tausende Schwerintegrierbare, mögliche Gewalttäter und Islamisten ins Land. Während die linke Asyl- und Sozialindustrie profitiert, muss der Rest der Bevölkerung die Kosten und die Sicherheitsprobleme ungefragt mittragen.»

## Velosternfahrt nach Bern

Doch der Druck, noch mehr Menschen aus Afghanistan aufzunehmen, steigt. Nicht nur die Uno stellt solche Forderungen. Fast täglich kommen von linker Seite und von den Flüchtlingsorganisationen Aufrufe, die Schweiz möge mehr Menschen aus Afghanistan aufnehmen. Die SP reicht in der laufenden Herbstsession zwei Motionen ein. Die erste will den Familiennachzug erleichtern. «Viele in der Schweiz lebende Menschen afghanischer Herkunft fürchten um ihre Familien», sagt die Zürcher Nationalrätin Céline Widmer.

Der zweite Vorstoss will die Erteilung von Visa aus humanitären Gründen einfacher machen. Ein Antrag auf eine Ausreisebewilligung soll auch vor Ort eingereicht werden können. Am Montag überbrachten grüne Frauen auf einer Velosternfahrt nach Bern ebenfalls Vorstösse ins Bundeshaus, die «afghanischen Frauen und Kindern auf der Flucht» die Reise nach Helvetien vereinfachen sollen.

Die Uno und die linken Parteien: In der Afghanistan-Politik geben sie den Ton an und prägen massgeblich den Kurs der Schweiz.

# Sturzflug mit Ansage

Das Desaster der Union.



Es ist neun Monate her, dass Armin Laschet zum Vorsitzenden der CDU gewählt wurde und sich knapp gegen Friedrich Merz durchsetzte. Damals lag die Union in den Umfragen zur Bundestagswahl bei 34 Prozent, die SPD bei 15 Prozent. Heute dagegen, gut zwei Wochen vor der Wahl, liegt die SPD bei 25 Prozent, die Union bei 20 Prozent.

Auch ich habe mich getäuscht. Noch vor wenigen Wochen hielt ich einen Bundeskanzler Olaf Scholz für chancenlos und eine Kanzlerschaft Armin Laschets für nahezu unvermeidlich. Schliesslich war der Erstere der Zählkandidat einer linken Partei, die abgewirtschaftet hatte und kaum noch Arbeiter zu ihren Wählern zählte. Der Letztere dagegen war der nette Nachbar von nebenan, dem keiner Böses zutraute und der nur das wollte, was die Union schon immer tat, nämlich Deutschland regieren. Wie ist dieser Umschwung zu erklären?

## Kampagne ohne Botschaft

Sicher, Laschet hat ein paar Fehler gemacht und einmal an der falschen Stelle gelacht. Sonst ist ihm eigentlich wenig vorzuwerfen. Sein Wahlkampf war darauf ausgerichtet, nirgendwo anzuecken und ganz unaggressiv mit dem Vertrauenskapital seiner Person und seiner Partei zu werben. Die Folge waren langweilige Wohlfühlplakate, die besser in eine Waschmittelwerbung passten. Die Kampagne hatte keine Botschaft, und der Kandidat hatte auch keine – ausser dem Wunsch, Bundeskanzler zu werden.

Mit dem Kandidaten Armin Laschet wurde die Union zum Opfer ihrer eigenen Ängstlichkeit und ihrer Selbstgefälligkeit. Zweimal hatte

sie die Chance, Friedrich Merz auf den Schild zu heben. Das hat sich die Mehrheit der Funktionäre nicht getraut. Mit Annegret Kramp-Karrenbauer und Armin Laschet wählten sie zweimal Vorsitzende, die die Seele der Funktionäre streichelten, aber jede Kritik an Angela Merkel vermieden. Von der wurden sie trotzdem nicht unterstützt, und so stolperten beide schon kurz nach ihrer Wahl. Die Union bekam eine zweite Chance, als Markus Söder zur Kanzlerkandidatur drängte. Wie Friedrich Merz war auch Söder unter den Bürgern und den Mitgliedern weit-

## *Selbst die unerfahrene Annalena Baerbock rangiert noch deutlich vor Armin Laschet.*

aus populärer als Laschet. Auch diese Chance liessen die Funktionäre verstreichen. Zu spät merkten sie, dass Armin Laschet nicht kämpfen kann und keinen wirklichen Machtwillen verkörpert.

Selbst die unerfahrene Annalena Baerbock, leicht beschädigt durch einen geschönten Lebenslauf und andere Ungeschicklichkeiten, rangiert in der Kanzlerfrage noch deutlich vor Armin Laschet. Olaf Scholz dagegen hat bisher in der ganzen Kampagne keine Fehler gemacht – keine verrutschte Formulierung, keine unpassende Mimik an der falschen Stelle.

Wer die Plakate der drei Kandidaten und ihre diversen Auftritte sieht, gibt mehrheitlich Olaf Scholz die Palme für den besten Kanzlerdarsteller, und die Linken in der SPD haben die Selbstentäusserung, laut zu schweigen und alles Licht auf einen Kandidaten fallen zu lassen, der

nicht zu den Ihren gehört. Es mag sein, dass hier nach dem Wahltag einige Illusionen platzen – aber vorher eben nicht –, und viele Wähler sind sehr vergesslich.

## Merkel-Wahlverein

In der gesamten Nachkriegszeit hatte die Union ihre innere Kraft und ihre Wahlerfolge aus der Bündelung ganz unterschiedlicher Elemente bezogen. Dazu gehörten die religiöse Bindung breiter Wählerschichten, das soziale Versprechen an die kleinen Leute, das wirtschaftliche Versprechen an Handwerk, Industrie und Mittelstand und nicht zuletzt das nationale Versprechen an konservative Kräfte bis weit nach rechts. Auf die letztere Gruppe zielte das Diktum von Franz Josef Strauss, dass unter den demokratischen Kräften rechts von der Union nur noch die Wand sein dürfe. Aber die religiösen Bindungskräfte zerfallen in der Gegenwart. Die Dominanz sozialer Fragen wurde durch die Umweltthemen abgelöst. Als bessere Wirtschaftspartei erweist sich mittlerweile wieder die FDP, und das konservative Wählerpotenzial ist jetzt zum grossen Teil bei der AfD. Die Union wurde in den letzten Jahren immer mehr zu einem Merkel-Wahlverein. Das allein war es offenbar, was auseinanderstrebende Kräfte noch zusammenhielt. Mit Merzels Abschied fällt dieser Klebstoff weg, und die wackelige Struktur der Union droht in ihre Einzelteile zu zerfallen.

Armin Laschet fehlt leider jede Eigenschaft zum Klebstoff. Chemisch gesehen, zählt er eher zu den Weichmachern. Wo zu viel Laschet beigefügt wird, gilt leider die Wahrheit: Hier löst sich auf, was nicht länger zusammengehört.

# Der eingemittete Wunderknabe

Der frühere Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz gab sich bescheiden und bodenständig. Die Wahrheit blieb lange verborgen. Weil ihn die Journalisten und Mitte-Politiker bewunderten.

Christoph Mörgeli

Wie die *NZZ am Sonntag* enthüllte, liess sich der frühere Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz allein im Jahr 2008 einen Nettolohn von rund 14 Millionen Franken auszahlen. Um die Bezüge «diskret» zu halten, floss der Grossteil über einen Anwalt. Am 30. Mai 2008 bezahlte die Bank Vincenz 3,2 Millionen Franken unter dem Titel «Weiterverbleib von Pierin Vincenz als CEO von Raiffeisen». Kurz zuvor hatte Marcel Ospel seinen Posten als Verwaltungsratspräsident der UBS räumen müssen. Auf die mögliche Nachfolge angesprochen, meinte Vincenz damals bescheiden: «Als «Raiffeiseler» bleibt man «Raiffeiseler».

## Heiligsprechung durch Pirmin Bischof

Die exorbitanten Bezüge, die sich Vincenz im Geheimen organisiert hat, stehen in eklatantem Widerspruch zum makellosen Image, das er selbst, aber auch die ihm fast blind ergebenen Journalisten und das politische Mitte-links-Lager gezeichnet haben. Vincenz schuf sich in diesen Milieus warme Sympathien, verkörperte er doch eine «Kleine-Leute-Bank» und vor allem die Abkehr vom schweizerischen Bankkunden-geheimnis. Nun bringen es die Prozessakten mit dem gut versteckten, über ein Anwaltsbüro abgewickelten, dokumentierten 14-Millionen-Jahreslohn an den Tag: Vincenz war zwar gegen das Bankgeheimnis, hingegen für das Bankchefgeheimnis.

Sein Sturz entblösst eine über die Jahre weitgehend unkritische Medienberichterstattung, die er mit persönlichen Einladungen an ausgewählte Journalisten systematisch gepflegt hat. Mit seiner privaten Handy-Nummer ging er ähnlich grosszügig um wie andernorts mit Geschäftsspesen.

In Mitleidenschaft gezogen wird auch das politische Milieu, dem er entstammt und verbunden blieb. Es geht dabei um die Mitte-Partei, entstanden aus einer Fusion von CVP und BDP. Vincenz ist in einer CVP-Familie aufgewachsen, hatte doch sein Vater als Bündner Ständerat gemamt und einstmals die Bank Raiffeisen präsiert. Wie keine andere Partei – so die *Bilanz*

– habe die CVP «ganze Firmen durchdrungen, etwa die Raiffeisen-Gruppe».

Eine 123-seitige Festschrift von 2015 trug den Titel: «Dr. Pierin Vincenz, Bergler und politischer Banker». Besonders zum Gespött machte sich der Solothurner CVP-Ständerat Pirmin Bischof mit dem Satz: «Was die Heiligen für die katholische Kirche bedeuten, ist Pierin Vincenz bis zu einem gewissen Grade für die Schweizer Finanzbranche.» Weit abseits von den Bankmanagern mit Millionen-Boni und Schwarzgeld-Skandalen, so der *Tages-Anzeiger*, habe sich der Bündner «ein Image als Sympathieträger des Finanzplatzes» bewahrt: «Mit Schlauheit und mutigen Entscheiden gelang es ihm, zu jener Stimme zu werden, auf die auch die Politik hört.»

Pierin Vincenz hat denselben Jahrgang wie die frühere BDP-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, mit der er die Kantonsschule Chur besuchte. Er habe zur Finanzministerin «einen

## Keines der grossen Medienhäuser hätte das berufliche Wirken von Vincenz je in Frage gestellt.

direkten Draht», wusste 2015 der *Tages-Anzeiger*. Nachdem die Bündner Finanzdirektorin Ende 2007 mit Hilfe der Linken Christoph Blocher aus dem Bundesrat verdrängt hatte, verlieh diese Wahl den öffentlich geäusserten Meinungen von Vincenz erhöhtes Gewicht.

### «Je bündnerischer, desto besser»

Als der *Sonntagsblick* im Frühjahr 2008 von einer Solidaritätswelle für Widmer-Schlumpf und gegen die SVP berichtete («Das ist eine Schweinerei»), war auch Pierin Vincenz mit von der Partie: «In der Politik müssen, wie im Sport und in der Wirtschaft, Fairness und Regeln eingehalten werden.» 2009 wurde Vincenz für den Swiss Award vorgeschlagen. Die Begründung: Während der Bankenkrise seien Zehntausende von Schweizerinnen und Schweizern mit ihren Geldern zur Raiffeisenbank geflüchtet, sie habe als sicher und kundennah gegolten.



«Banker von nebenan»: Bundesrätin Widmer-Schlumpf, Medien-Manager Walder, Ständerat Bischof (v. o.).

Bei der Verleihung der Auszeichnung Swiss Award an Eveline Widmer-Schlumpf in jenem Jahr war auch Vincenz nominiert. «Je bündnerischer, desto besser», lautete sein Credo an der Preisgala – und er meinte laut *Sonntagszeitung* damit nicht nur sich selbst, sondern vor allem Bundesrätin Widmer-Schlumpf.





**Bankchefgeheimnis statt Bankkundengeheimnis:** Raiffeiseler Vincenz.

Die *Schweizer Illustrierte* überschlug sich mit Lob: Pierin Vincenz wirke wie der «Banker von nebenan». Er gehöre nicht zu den Grossen, doch gerade deshalb vertrauten ihm Hunderttausende Schweizer ihren Sparbatzen an: «Der CEO der Raiffeisen-Gruppe ist während der Finanzkrise für viele Neukunden ein Lichtblick – sie schätzen die regionale Verbundenheit der Bank. Erst recht in so schwierigen Zeiten.» Die Ehepaare Widmer-Schlumpf und Vincenz trafen sich auch 2010 am Medienball im Zürcher Hotel «Dolder Grand».

Später warf der *Tages-Anzeiger* die Frage auf: «Bodigte die Bündner Connection das Bankgeheimnis?» Tatsächlich waren Widmer-Schlumpf und Vincenz im Rückblick die beiden wichtigsten Bestatter des Schweizer Bankkundengeheimnisses für Ausländer.

### Festhütten- und kegelbahntauglich

Schon bevor sich im Herbst 2012 in Bern die Ansicht durchsetzte, dass sich die Abgeltungssteuer als Gegenkonzept zum automatischen Informationsaustausch international nicht verwirklichen lassen würde, vernahm das Publikum Pierin Vincenz als entsprechende Stimme des Finanzplatzes und Eveline Widmer-Schlumpf als Stimme der Politik. Ende 2012 liess die BDP-Frau als damalige Bundespräsidentin durchblicken, dass für sie im Steuerstreit mit dem Ausland unter Umständen auch der automatische Informationsaustausch verhandelbar wäre. Dafür erntete sie sofort Zustimmung bei der SP – und bei Pierin Vincenz.

Der Raiffeisen-Chef galt fortan als strahlender Ritter einer Weissgeldstrategie, der fast nur

Konten von Inländern verwaltete und mit den «Altlasten» der international tätigen Schweizer Banken nichts zu tun haben wollte.

Laut *Blick* verlangte Pierin Vincenz vom Bundesrat Tempo und «kluge Verhandlungstaktik». Denn: «Sonst kommen wir wieder in die Situation, dass wir nachgeben müssen, ohne uns etwas einzuhandeln.» Zur Zeitung *Sonntag* meinte er: Das Bankgeheimnis «zum Schutz der Steuerhinterziehung» werde langfristig nicht zu halten sein. Unser Land sei gezwungen, sich mit den USA zu einigen und einen Vertrag über das amerikanische Steuergesetz Fatca inklusive automatischen Datenaustauschs abzuschliessen. «Dadurch wird der Druck auf unser Land erhöht, auch in Europa einen Schritt zu machen und sich anzupassen», war er überzeugt.

In einem *Bilanz*-Interview wandte sich Vincenz entschieden gegen die Initiative zum Schutz der Privatsphäre von Thomas Matter (SVP). Das Bankkundengeheimnis solle nicht in der Verfassung verankert werden: «Beim Bankgeheimnis geht es in erster Linie darum, wie man es umsetzt. Und genau das könnte in der Verfassung nicht geregelt werden, weil sie dafür zu starr ist.» Die linke *Tageswoche* lobte Vincenz' Einsatz so: «Er pfeift aufs Bankgeheimnis und wäre bereit, den Steuerbehörden bekanntzugeben, was auf den Konten der Kunden liegt. Er will Vermögen verwalten und nicht Schwarzgeld verstecken.» 2015 machte Vincenz sogar die Idee eines Schweizer Staatsfonds salonfähig; er nutzte das Swiss International Financial Forum (SIFF) in Bern, um für einen solchen Fonds eine Lanze zu brechen.

Keines der grossen Medienhäuser unseres Landes hätte das berufliche Wirken von Pierin Vincenz 1999 bis 2015 je grundsätzlich in Frage gestellt – weder Tamedia noch die NZZ oder das gebührenfinanzierte Schweizer Fernsehen. Und schon gar nicht Ringier, wo sein persönlicher Freund Marc Walder als Miteigentümer die Strippen zieht. Die *Bilanz* berichtete, dass Vincenz, als Knirps nach seinem Traumberuf gefragt, geantwortet habe: «Showstar.» Er mische sich mit Verve in finanzpolitische Themen, ecke oft an «und liegt doch meist richtig». Die *Schweizer Illustrierte* konstatierte, er sei der einzige Banker, «der im ganzen Land arena-, turnhallen-, festhütten- und kegelbahntauglich ist». Mittlerweile zum Verwaltungsratspräsidenten der Helvetia-Versicherung aufgestiegen, gewann er die «Humorschaukel» von Arosa – wie Eveline Widmer-Schlumpf zuvor.

In der «Arena» des Schweizer Fernsehens gab Pierin Vincenz verschiedentlich den «guten Banker». Bei «Giacobbo/Müller» äusserte er sich bescheiden und selbstironisch, ohne es zu unterlassen, gegen die Grossbanken auszuteilen. Und in der SRF-Sendung «Schawinski» warb Vincenz für Lohnstrukturen, die «in der Gesellschaft verträglich» sein müssten. Die 8,9 Millionen Franken von UBS-Chef Sergio Ermotti fand Vincenz «etwas komisch». Um anzufügen: «Das wäre in einer Raiffeisen gar nicht möglich, so viel Lohn zu nehmen.» Schon früher hatte er UBS-Chef Marcel Ospel für dessen 24-Millionen-Zahntag kritisiert: «Ich frage mich, kann ein Einzelner bei der UBS wirklich so viel zum Erfolg beitragen?» Begeistert arbeitete er an der *Blick*-Formel «1 Ospel sind 24 Vincenz» mit. Der Heilige aus dem Bündner Oberland schrumpft zum Scheinheiligen.

REICHMUTH & CO  
PRIVATBANKIERS

« Big Government ist zurück »

Lesen Sie den Check-Up unter:  
[www.reichmuthco.ch](http://www.reichmuthco.ch)

# Falsche Gleichmacherei

Die «Ehe für alle» hat nichts mit liberalen Liebesvorstellungen zu tun. Sie soll Samenspenden für lesbische Paare ermöglichen – zum Schaden der Kinder.

Toni Bortoluzzi

In der Diskussion über die «Ehe für alle» hört man immer wieder das Argument, dass doch jeder und jede lieben können soll, wen er oder sie will. Doch darum geht es gar nicht, denn das ist längst garantiert. Diese oberflächliche Betrachtungsweise negiert gravierende Folgen der «Ehe für alle». Folgen, die das schwächste und darum besonders schützenswerte Glied der Gesellschaft treffen: unsere Kinder.

Besonders schädlich an der «Ehe für alle» ist die darin vorgesehene Samenspende für lesbische Paare. In der Schweiz ist die Samenspende bis anhin streng geregelt. Sie ist verheirateten Paaren – also Mann und Frau – im gebärfähigen Alter vorbehalten, die entweder auf natürlichem Weg keine Kinder empfangen können oder Träger schwerer Erbkrankheiten sind.

## Kind als Ware

Mit der «Ehe für alle» soll nun die Samenspende auf lesbische Paare ausgeweitet werden. Im Klartext: Der medizinische Ausnahmefall wird zum gesetzlichen Regelfall erklärt. Jedes lesbische Paar soll per Gesetz das «Recht auf ein Kind» erhalten. Ein solches Recht ist ein Unding – und es schadet vor allem den betroffenen Kindern.

Mit der Legalisierung der Samenspende für lesbische Paare werden viele Kinder gezeugt werden, die dann ohne ihren Vater aufwachsen müssen. Sie werden die Grosseltern, Tanten, Onkels, Cousins und Cousinen väterlicherseits nie kennenlernen. Das Kindeswohl tritt in den Hintergrund und wird der Bedürfnisbefriedigung der Erwachsenen geopfert.

Das ist nicht akzeptabel. Die per Knopfdruck bestellten Kinder haben erst im Alter von achtzehn Jahren das Recht, zu erfahren, wer ihr Vater ist. Das ist grausam!

Die Entwicklung ist absehbar: Mit der in der Politik üblichen Salami-Taktik wird künftig dieses «Recht auf Kinder» auf weitere Gruppen (schwule Paare, Alleinstehende) ausgedehnt werden. Die nächste Forderung wird dann sein, dass Eizellenspende und Leihmutter-

schaft legalisiert werden. Damit wird das Kind zum hergestellten Produkt, zu einer Ware auf Bestellung.

## Neue Ungleichheit

Darüber hinaus zerstört die «Ehe für alle» gesellschaftliche Werte. Es gehört zum Zeitgeist und damit zum guten Ton, unter dem Titel «Gerechtigkeit» absolute Gleichheit anzustreben. Doch das ist weder möglich noch gerecht.

Homosexuelle Paare, die keine Kinder kriegen können, gleich zu behandeln wie die Verbindung von Mann und Frau in der Ehe, verstösst gegen ein fundamentales Rechtsprinzip, das da heisst: «Gleiches ist gleich, Ungleiches aber nach Massgabe der Ungleichheit ungleich zu behandeln.»

Darum hat es auch nichts mit Diskriminierung zu tun, wenn die Ehe gemäss

Bundesverfassung Frau und Mann vorbehalten ist. Damit wird weder die Würde von gleichgeschlechtlich orientierten Menschen verletzt noch deren Freiheit eingeschränkt. Die Ehe ist

*Die Kinder haben erst im Alter von achtzehn Jahren das Recht, zu erfahren, wer ihr Vater ist.*

die Verbindung von Mann und Frau und von nichts anderem.

Der Ungleichheit, ob in der sexuellen Ausrichtung oder in anderen Lebensbereichen, ist mit Toleranz zu begegnen, aber nicht mit dem Geist einer falsch verstandenen Gleichmacherei.

Zudem: Diese Vorlage schafft gerade durch die Möglichkeit einer Samenspende für Lesben eine neue Ungleichheit: Jedes schwule Paar darf in Zukunft Diskriminierung geltend machen. Denn Lesben dürfen Kinder haben, Schwule hingegen nicht.

## Partnerschaft ist gewährleistet

Die gesellschaftlichen Werte in unserem Land sind durch christliche Grundlagen und Traditionen geprägt. Die Bundesverfassung (BV) orientiert sich an diesen Werten. Dazu gehört die Ehe zwischen Mann und Frau, wie sie Artikel 14 BV vorsieht.

Es geht bei der Ablehnung der «Ehe für alle» also nicht darum, die gleichgeschlechtliche Partnerschaft zu verhindern. Diese ist längst gewährleistet und mit der sogenannten eingetragenen Partnerschaft auch juristisch verankert.

Es geht vielmehr darum, die Besonderheit der bestehenden Ehe und der Familie zu schützen und die Rechte der Kinder zu wahren. Darum am 26. September nein zur «Ehe für alle» und zur anonymen Samenspende für Lesben!



*Ich dachte, hier kann ich noch am ehesten mit Blüten bezahlen...*

Toni Bortoluzzi ist Präsident des Vereins Schutzinitiative und ehemaliger Nationalrat (SVP).

# Gerechtigkeit für Sucharit Bhakdi

Der deutsch-thailändische Mediziner warnt eindringlich vor der Corona-Impfung. Seine Gegner verleumdete ihn als Verschwörungstheoretiker und Judenhasser.

Stefan Stirnemann

Ist Sucharit Bhakdi ein Antisemit? Nein. Der Vorwurf kommt von Zeitgenossen, denen es leichter fällt, zu verleumdete als zu argumentieren. Sie wollen eine störende Stimme aus dem öffentlichen Gespräch ausschliessen und hoffen auf die Leichtgläubigkeit der Welt.

Worum geht es? Professor Bhakdi leitete lange Jahre das Institut für medizinische Mikrobiologie und Hygiene der Universität Mainz. Im Ruhestand zählt er führend zur wachsenden Schar der Wissenschaftler, welche die Corona-Massnahmen für unverhältnismässig halten.

## «So unfassbar!»

Vor einigen Monaten warnte er in einem Videogespräch, das unter dem Titel «Die Impfung! Die Hölle auf Erden!» veröffentlicht wurde, sichtbar und hörbar aufgewühlt vor der Anwendung der neuartigen Impfstoffe und sprach auch die Lage in Israel an. Bhakdi bekennt, er sei ein «Judenbewunderer» gewesen, und führt Musiker auf, Isaac Stern und Dawid Oistrach, für deren Autogramme er Hunderte Kilometer gereist sei. «Ich habe sie verehrt. Und jetzt machen sie das! Das Volk, das geflüchtet ist aus diesem Land, aus diesem Land, wo das Erzböse war – und haben ihr Land gefunden, haben ihr eigenes Land verwandelt in etwas, was noch schlimmer ist, als Deutschland war, so unfassbar!»

Dann führt Bhakdi aus: «Das ist das Schlimme an den Juden, sie lernen gut. Es gibt kein Volk, das besser lernt als sie, aber sie haben das Böse jetzt gelernt und umgesetzt. Und deswegen ist Israel jetzt *living hell*, die lebende Hölle.» Spricht so ein Antisemit? Der Antisemit hasst die Juden und will sie ausgrenzen und vernichten. Bhakdi, im Gegenteil, sieht die Corona-Impfungen als tödliche Gefahr und wirft der Regierung Israels vor, dass sie mit dieser Massnahme die ganze Bevölkerung tödlich gefährde. Er setzt sich also für Gesundheit und Leben jüdischer Menschen ein, und er führt das Unheil, das er in Israel wahrnimmt, nicht wie der Antisemit auf einen minderwertigen Volkscharakter zurück.

Vor demselben Unheil warnt Bhakdi auch die Deutschen und die Amerikaner: «Und ich hab' den Amerikanern gesagt: Und wenn ihr nicht

aufpasst, wird Amerika auch die lebende Hölle sein.» Und was sagt er über die Schweizer? In einer öffentlichen Diskussion in Kiel fragte ihn eine Teilnehmerin nach der Quarantäne, und Bhakdi antwortete mit einem Seufzer: «Mein Gott, wenn ich das Wort schon höre, dann ... Ich meine: Der einzige Trost für uns ist, dass die Schweizer, die mal ein mutiges, kluges Volk waren, genauso dumm sind.» Ist auch dies das



*Er hat schon einmal recht behalten:* Professor Bhakdi.

Urteil eines Rassisten, der empört ins Abseits zu weisen ist? In der mutigen und klugen, manchmal dummen Schweiz wird das niemand so sehen.

Das Denken in Sammelbegriffen, in Kollektiven, begleitet uns, seitdem wir das Denken erfunden haben, und manche solcher Aussagen über die Deutschen, die Schweizer, die Politiker

## *Das Denken in Sammelbegriffen, in Kollektiven, begleitet uns, seitdem wir das Denken erfunden haben.*

können etwas Richtiges treffen. Kritisch anzumerken wäre, dass Aussagen über die jüdischen Menschen, auch rühmende, besonders gut abgewogen werden sollten, im Bewusstsein des unmessbaren Unrechts, das dieser Gemeinschaft angetan worden ist und wird.

Offen für Missverständnis und nachteilige Auslegung ist Bhakdis Satz, Israel sei in etwas verwandelt worden, «was noch schlimmer ist, als Deutschland war». Ein erfahrener Gesprächsleiter hätte hier mit Rückfragen eingegriffen. Da dies unterblieb, können es sich sogenannte Faktenchecker leicht machen: Ab auf die Anklagebank mit Bhakdi und allen, die seine Stimme hören wollen!

Es ist ein klappriges Tribunal, das da tagt. Durch Ritzen und Löcher sausen Regen und Wind. Die Ankläger sind zugleich die Richter, die Rolle des Verteidigers bleibt unbesetzt. Das Urteil steht von vornherein fest und wird im Namen der Cancel-Culture gesprochen, es lautet auf dauerhaften Entzug des Rechts, sich zu äussern. Das Urteil hat seine Logik. Wenn ein Fachmann aufsteht, der sein ganzes erfolgreiches Berufsleben den Sachen gewidmet hat, die hier zu prüfen sind, wird es für die Herren und Herrinnen der Fakten unangenehm.

## Ärztliche Zweitmeinung

Bhakdi hat schon einmal recht behalten: Als im Jahr 2009 die Schweinegrippe ausbrach, trat er als Aufklärer auf und warnte vor Impfungen, die in kurzer Zeit entwickelt und unerprobt verwendet wurden. Die Impfkampagne musste schliesslich eingestellt werden, da die Stoffe Narkolepsie verursachten. Diese Krankheit überfällt ihre Opfer mit plötzlichem Schlaf und nimmt ihnen ihren Lebensalltag. Sie ist unheilbar; betroffen waren bis Januar 2015 europaweit über 1300 Kinder und Jugendliche.

Schon als man damals mit dem Impfen begann, war klar, dass die Schweinegrippe in ihrer Gefährlichkeit weit überschätzt worden war. Motor war die Pharmaindustrie, die Heil- und Impfmittel verkaufen wollte; die Vorgänge sind längst nüchtern aufgearbeitet, etwa in der Arte-Dokumentation «Profiteure der Angst».

Heute hält Sucharit Bhakdi die Risiken der Corona-Impfungen für untragbar. Jeder mündige Patient hat Anspruch auf eine ärztliche Zweitmeinung; auch die mündige Gesellschaft braucht sie. Ob eine Massnahme falsch ist, klärt sich nur, wenn offen diskutiert wird.

# «Die französischen Grünen gehen mir auf die Nerven»

Die deutschen Grünen seien nicht reif für die Macht, sagt Daniel Cohn-Bendit. Der «rote Dany» ist überzeugt, dass Olaf Scholz Kanzler wird. Und er lobt Macrons Corona-Politik.

Jürg Altwegg

**M**inister wollte der 1945 als Kind deutscher Juden in Montauban geborene Daniel Cohn-Bendit weder in Deutschland noch in Frankreich werden. Seine Eltern waren mit Hannah Arendt befreundet, die den jungen Studenten nach deren frühem Tod unterstützte. Anlässlich der Revolte im Mai 68 in Paris schrieb er Geschichte und wurde nach Deutschland ausgewiesen. Als Jean-Paul Sartre den Terroristen Andreas Baader im Gefängnis besuchte, begleitete ihn Cohn-Bendit als Dolmetscher.

Für die deutschen Grünen wurde er ins Frankfurter Stadtparlament gewählt. Die französischen Grünen vertrat er im Europaparlament. Er unterstützte Emmanuel Macron und war bei dessen Siegesfeier mit den engsten Freunden im Pariser Café «La Rotonde» präsent. Streitbar und engagiert ist Cohn-Bendit auch nach seinem Abschied von allen politischen Ämtern geblieben. Er betätigt sich als Publizist und im französischen Fernsehen als unorthodoxer, wortgewandter Kommentator der Politik – im antitotalitären und humanistischen Geiste seines Vorbilds Hannah Arendt. «In Deutschland», sagte er einmal, «bin ich bekannt, in Frankreich eine Ikone.»

**Weltwoche:** Haben Sie auch nur eine Sekunde lang geglaubt, dass Annalena Baerbock Kanzlerin werden könnte?

**Daniel Cohn-Bendit:** Nein.

**Weltwoche:** Warum?

**Cohn-Bendit:** Ich bin der Überzeugung, dass Robert Habeck der beste Kandidat der Grünen gewesen wäre. Als Partei, als gesellschaftliche Kraft verfügen sie über ein gewaltiges Potenzial. Aber eine Kanzlerkandidatur ist etwas anderes. Es geht um die Persönlichkeit, man sieht das im Wahlkampf. Die Entscheidung für Annalena bedeutete für mich die Einsicht, dass die Grünen den Kampf um das Kanzleramt nicht gewinnen können. Ich will nicht behaupten, dass Robert Habeck gewonnen hätte. Aber seine Chancen, Regierungschef zu werden, waren grösser. Er ist auch besser dafür gewappnet, um dem Widerstand gegen die Vorstellung eines grünen Kanzlers – oder einer grünen Kanzlerin – standzuhalten.



«Das alles zeigt, wie dünn die zivilisatorische Schicht ist»: Publizist Cohn-Bendit.

**Weltwoche:** Wie das?

**Cohn-Bendit:** Habeck hat eine Vorstellung von dem, was es bedeutet, Deutschland zu führen. Als Grüner. Das belegen seine Publikationen, seine Bücher. Er hat ein Bewusstsein für die Schwierigkeiten, für die Angst vor den Grünen – und war damit sehr viel besser in der Lage, diese zu überwinden. Im Gegenwind zu bestehen. Es gibt bei ihm eine Tiefe des Nachdenkens, und er ist fähig, es zu vermitteln. Damit hätte er mehr Vertrauen gewinnen können.

**Weltwoche:** Annalena Baerbock steht für die Einsicht der Grünen, dass sie für die Kanzlerschaft nicht reif sind?

**Cohn-Bendit:** Na ja, mit Armin Laschet ist es die CDU auch nicht. Der Erfolg von Olaf Scholz zeigt, wie relativ alles ist. Er ist gegenwärtig der Favorit, und ich bin überzeugt, dass er tatsächlich Kanzler werden wird. Allerdings ein Kanzler mit 24 oder 25 Prozent. Das hat es in Deutschland noch nie gegeben. Keiner der Kandidaten ist bezüglich des Standings vergleichbar mit denen, die wir früher hatten. Als es Rot-Grün gab in Deutschland, war Gerhard Schröder Kanzler. Das Stimmenverhältnis der SPD zu den Grünen war 42:8. Jetzt lautet es so etwa 24:18. Die Grünen haben ihren Anteil verdoppelt, das entspricht der gesellschaftlichen

Wirklichkeit. Aber das politische Personal, das es ihnen ermöglichen würde, in der Kanzlerfrage mitzusprechen, haben sie nicht in den gleichen Proportionen hochgefahren.

**Weltwoche:** Aber Robert Habeck wäre fähig, Kanzler zu sein?

**Cohn-Bendit:** Das ist meine Überzeugung. Ob er es kann – hätte man in der Wirklichkeit sehen müssen.

**Weltwoche:** Mit der peinlichen Plagiatsaffäre von Annalena Baerbock hat Ihre Einschätzung nichts zu tun?

**Cohn-Bendit:** Peinlich ... peinlich sind auch die Wirecard-Affäre von Scholz und Laschets Auftreten. Vieles ist an den Kandidaten peinlich.

**Weltwoche:** Sie haben das Niveau der Politiker angesprochen. Da muss man sagen: Macron ist von einem anderen Kaliber.

**Cohn-Bendit:** Absolut. Macron hat andere Probleme und Fehler. Er ist zu sehr in die Fünfte Republik verliebt. Er zelebriert dieses Über-allem-Stehen eines französischen Staatspräsidenten mit seinem monarchistischen Gehabe. Das macht es schwierig, kooperativ zu sein. Aber bezüglich seiner persönlichen und politischen Qualitäten ist er tatsächlich von anderem Kaliber. Sein Bemühen, die Gesellschaft zu durchdringen, auch die internationale – das verdient Respekt.

**Weltwoche:** Sie haben ihn beraten, er hört auf Sie. Was raten Sie ihm für den Wahlkampf?

**Cohn-Bendit:** Ich empfehle ihm, wieder zu seinem Prinzip des «en même temps» zurückzukehren. Zum gleichzeitigen Sowohl-als-auch. Macron ist gegenwärtig zu sehr nach rechts orientiert. Er muss auch die linke Mitte ansprechen.

**Weltwoche:** Hinter Macrons Gesundheitspolitik steckt doch der Versuch, mit dem Impfen eine politische Mehrheit der Mitte und der Vernunft zu bilden. Und die Parteien am linken und rechten Rand zu spalten.

**Cohn-Bendit:** Das ist ein Aspekt. Aber er zeigt damit vor allem, dass der «Voluntarismus» in der Politik etwas bewirken kann. Dass es möglich ist, mit politischem Willen ein Anliegen durchzusetzen. In Frankreich ist der Widerstand gegen das staatlich propagierte Impfen stärker als anderswo, jetzt steht das Land bei der Impfquote in Westeuropa an der Spitze. Als Macron das Ziel vorgab, glaubte kaum jemand daran. Jetzt ist es praktisch erreicht. In Deutschland sind Merkel und die Bundesländer nicht in der Lage, den Impfrhythmus zu beschleunigen.

**Weltwoche:** Sie loben den Impfausweis – seine Ablehnung in Frankreich ist gewaltig.

**Cohn-Bendit:** Ja klar. Der Protest ist absurd. Der Impfwang eröffnet uns die Freiheit. Wenn ich geimpft bin, kann ich alles machen. Wenn ich Auto fahre, darf ich keinen Alkohol trinken. Das ist eine Einschränkung meiner individuellen Freiheit. Warum darf ich mich nicht besoffen ans Steuer setzen? Weil ich andere gefährde. Als Geimpfter bin ich keine Gefahr für andere.

**Weltwoche:** Wie erklären Sie sich die Unversöhnlichkeit der Standpunkte?

**Cohn-Bendit:** Das ist Frankreich; man glaubt, revolutionär und im Widerstand zu sein. Macrons überragende Intelligenz ist eine Provokation. So war es am Ende auch mit Giscard d'Estaing, der wegen seiner volksfernen Überheblichkeit nicht wiedergewählt wurde.

**Weltwoche:** Wie sehen Sie die Chancen der französischen Grünen?

**Cohn-Bendit:** Die französischen Grünen gehen mir auf die Nerven. Zu glauben, dass sie die Präsidentschaftswahl gewinnen könnten, ist grotesk. Das sagt auch ihr aussichtsreichster Kandidat, Yannick Jadot, mit dem ich befreundet bin. Die Grünen und die Sozialisten hätten nur eine Chance, wenn sie sich auf einen gemeinsamen Kandidaten einigen könnten. Das Problem der Linken ist nicht das Elysée – sie muss für die Zukunft etwas aufbauen. Nur so kann sie wieder mehrheitsfähig werden. Wenn sie 2022 mit einer Grünen, einer Sozialistin, mit Jean-Luc Mélenchon und auch noch einem Kommunisten antritt, wird das kläglich ausgehen.

**Weltwoche:** Sie regieren zusammen alle grossen Städte, Paris, Marseille, Lyon, Bordeaux ...

**Cohn-Bendit:** Es gibt ein urbanes Potenzial, das bei Kommunalwahlen zum Tragen kommt.

Schon bei der Regionalwahl im Juni war das nicht mehr der Fall. Sie hofften auf mehrere Regionen und gewannen – nichts.

**Weltwoche:** Kann die Rechte Macron gefährlich werden?

**Cohn-Bendit:** Ich denke, dass Macron nochmals gegen Marine Le Pen gewinnen wird. Frankreich ist zu 65 Prozent rechts. Für die Rechte gibt es eine Konstellation, die einen Sieg in den Bereich des Möglichen rückt. Wenn der Journalist Eric Zemmour tatsächlich antritt, könnte Xavier Bertrand auf Kosten von Marine Le Pen den Einzug in die Stichwahl schaffen. Bertrand, der Nicolas Sarkozys Regierung angehörte, hat Ende Juni in Nordfrankreich die Regionalwahlen gewonnen: gegen das Rassemblement national und gegen Macron, der fünf seiner Minister als Kandidaten ins Rennen geschickt hatte. Aller-

Wir arbeiten  
akribisch  
an Köppels  
nächstem  
Ausdruck!

**SHELLENBERGGRUPPE**  
Das innovative Familienunternehmen für Printmedien und  
digitale Kommunikationslösungen – schweizweit vertreten.

Schellenberggruppe.ch  
+41 44 953 11 11

dings verweigert Bertrand die Teilnahme an der Primärwahl der Republikaner, die sich bereits wieder in einer Phase der Selbsterstörung befinden.

**Weltwoche:** Wie würde sich das deutsch-französische Verhältnis mit Macron und Olaf Scholz entwickeln?

**Cohn-Bendit:** Es würde rationaler. Scholz ist sich bewusst, dass Deutschland zurückhaltender auftreten und Zugeständnisse machen muss.

**Weltwoche:** Auch bei der Atomkraft? In Deutschland, sagte ein französischer Politiker, wird sie als Problem betrachtet: Für Frankreich aber sei sie die Lösung.

**Cohn-Bendit:** Man wird Kompromisse finden. Frankreich kann sich unmöglich – wie das Deutschland vorhat – von der Atomkraft verabschieden. Es wird seine Abhängigkeit von ihr reduzieren. Aber für die Dauer eines Jahrhunderts ist der totale Ausstieg nicht absehbar.

**Weltwoche:** Seit dem Brexit ist Frankreich die einzige Atomstreitmacht in der EU. Wie muss Europa auf den Abzug der USA aus Afghanistan reagieren?

**Cohn-Bendit:** Die Sicherheitspolitik wird in den Vordergrund rücken – auch zur Absicherung der wirtschaftlichen Interessen. Gegenüber China muss Europa aktiv werden. Es wird einen Ruck geben, die Ungarn und Polen müssen sich jetzt warm anziehen. Man wird weniger Geduld mit ihnen haben. Auch Boris Johnson, der sich stets auf eine besondere Beziehung zu Amerika berief und den Biden nicht in die Entscheidung einbezog, ist angeschlagen. Die Frage der humanitären Interventionen muss zudem neu diskutiert werden. Ich glaube nicht, dass diese immer falsch sind. Angesichts des real existierenden Terrorismus in der Welt wird man eine Form des militärischen Eingreifens aufrechterhalten müssen.

**Weltwoche:** Macron hat bei der Aufnahme von Flüchtlingen umgehend abgewunken.

**Cohn-Bendit:** Das war falsch. Was sagt man einer Frau, die nicht will, dass ihre Kinder in einem islamisch-faschistischen Land aufwachsen? Pech gehabt? Wir müssen die Leute rausholen. Wenn man nichts unternimmt, werden nur junge Männer die Flucht schaffen. Familien mit Kindern können nicht Tausende von Kilometern über die Berge nach Europa kommen.

**Weltwoche:** Ist Europa zur Aufnahme von Flüchtlingen bereit?

**Cohn-Bendit:** Ja. So viele sind es auch wieder nicht. Die Uno spricht von 500 000, nicht alle werden nach Europa kommen. Die Politik soll handeln und dieses Problem lösen.

**Weltwoche:** Eine persönliche Frage: Im Mai 68 wurden Sie als Anführer des Aufstands des Landes verwiesen. Die Studenten identifizierten und solidarisierten sich mit Ihnen: «Wir sind alle deutsche Juden.» Was empfinden Sie, wenn die Impfgegner bei den Demonstrationen antisemitische Parolen schreien, gleichzeitig den Judenstern tragen und sich in einer Nazidiktatur wännen?

**Cohn-Bendit:** Es ist ein zivilisatorischer Einbruch. Allen, die hier von Diktatur sprechen, wünschte man, dass sie in China oder Russland – auch Afghanistan – lebten, um zu sehen, was eine Diktatur ist. Und man fragt sich, wie es sein kann, dass wegen Corona plötzlich wieder der Antisemitismus hochkommt. Das alles zeigt, wie dünn die zivilisatorische Schicht ist. «Dany, du musst uns helfen, unsere Freiheit zu verteidigen», hat mich eine Frau am Strand in Frankreich aufgefordert. «Welche Freiheit, was denn?» Ob sie geimpft sei, fragte ich sie dann: «Nein, ich warte, bis es eine französische Impfung gibt.» Das erinnert mich an den ehemaligen südafrikanischen Präsidenten Jacob Zuma. Gegen Aids empfahl er, warm zu duschen. Es ist der helle Wahnsinn.

# Peter, wir haben den Kompass ausgerichtet

Die Beziehungen Schweiz–EU brauchen nach dem Ende des Rahmenabkommens keinen Plan B. Wir bleiben auf dem bewährten bilateralen Weg.

Fredy Gantner

In einem reisserischen Titel ist SP-Urgestein Peter Bodenmann in der *Weltwoche* Nr. 36 halb zynisch, halb uninteressiert der Frage nachgegangen: «Wo steckt Fredy?». Nun, hier bin ich. In den vergangenen Monaten habe ich als Gründungsmitglied von Kompass/Europa sehr viel Zeit investiert, um mich gegen das Rahmenabkommen einzusetzen. Der Verhandlungsabbruch vom 26. Mai 2021 markiert ein wichtiges Zwischenziel. Denn der Vertrag war einseitig zugunsten der EU ausgerichtet, unsere Standortvorteile und die direkte Demokratie standen auf dem Spiel. Die Verhandlungen waren festgefahren, und der Bundesrat hat vernünftig gehandelt.

Im Unterschied zu Peter Bodenmann, der in seinem Artikel mit keiner Silbe der im Titel aufgeworfenen Frage nachgeht, interessiere ich mich für Antworten. Wir haben bei Kompass/Europa immer klargemacht, dass wir Hand bieten bei der Lösungssuche. Dass es nach dem Scheitern des Rahmenabkommens zu Herausforderungen in einzelnen Branchen kommen kann und dass sich grundsätzliche Fragen zu der Beziehung Schweiz–EU stellen, war stets klar.

## Forschungs- und Bildungsfragen

Um wieder Schwung in die Beziehung mit der EU zu bringen, unterstützen wir die vom Bundesrat empfohlene Deblockierung der Kohäsionsmilliarde. Diese Gelder sind sowieso geschuldet, und das Parlament sollte sie so schnell wie möglich freigeben. Ob damit, wie von der EU in Aussicht gestellt, die Verhandlungen über den Zugang zu «Horizon Europe» in Gang kommen, wird sich weisen. Kompass/Europa ist zudem in einem interessanten Dialog sowohl mit den Vertretern der US wie auch mit denjenigen der britischen Regierung, um aktiv nach Alternativen zu «Horizon Europe» zu suchen. Das Denken in Varianten ist zwingend, damit kein ausschliessliches Abhängigkeitsverhältnis zur EU in Forschungs- und Bildungsfragen entsteht.

Bereits gelöst scheint das medial aufgebauchte Problem der Medtech-Branche. Wir haben dargelegt, wie Unternehmen ihre

Produkte für die Märkte in der EU zertifizieren können, wie die Patientensicherheit mangels Zugang zum europäischen Datennetzwerk trotzdem sichergestellt und wie das Schweizer Know-how für Produktzertifizierungen weiterhin sinnvoll eingesetzt werden kann. Unser Ansatz wird in der Branche und seitens Behörden anerkannt, und die Schweizer Unternehmen



*Denken in Varianten:*  
Autor und Unternehmer Gantner.

haben sich längst neu aufgestellt. Seither ist es zu diesem Thema ruhig im Blätterwald.

Erst letzte Woche hat Kompass/Europa die Ergebnisse monatelanger Arbeit für den Sektor Strom präsentiert. Als Gastronom kennt sich Herr Bodenmann sicher mit italienischem Wein oder bayerischen Weisswürsten aus. Strom ist damit nicht zu verwechseln. Er kennt keine Grenzen und fliesst nach physikalischen Regeln durch unser Land. Wird die Netzspannung nicht aufrechterhalten, ist es wurscht, wo das Problem entstanden ist. Ohne ausreichenden Strom in der Schweiz gibt es auch in der Lombardei, in Süddeutschland und in Frankreich keinen Strom. Europa und die Schweiz sind gleichermaßen auf gemeinsame Lösungen angewiesen, um die nachhaltige, ökonomische und sichere Stromversorgung zu gewährleisten.

Ein Stromimportabkommen unter einem Rahmenvertrag bietet uns nicht die notwendige Versorgungssicherheit. Unsere Task-Force Elektrizität hat vorgerechnet, wie wir diese mit dem Zubau von Gaskombikraftwerken signifikant verbessern und gleichzeitig die CO<sub>2</sub>-Belastung des Schweizer Stromverbrauchs optimieren können. Zu einem vertretbaren Preis. In einem Europa, das zunehmend vor Versorgungsherausforderungen steht, macht uns das in Ergänzung zu unserer zentralen Lage attraktiv. Selbst die SP-Energieministerin, Bundesrätin Simonetta Sommaruga, hat am Dienstag im Nachgang zu unserer Pressekonferenz Gaskraftwerke als eine Option öffentlich genannt und lässt diese durch die Elcom prüfen.

## Wirken hinter den Kulissen

Es bleibt im ureigenen Interesse der EU, für geordnete Verhältnisse mit der Schweiz (siehe Stromversorgung Italien) neue bilaterale Wege und Abkommen zu erarbeiten. Nun braucht es etwas Geduld und Standhaftigkeit. In einzelnen Bereichen kann man durchaus über Rechtsharmonisierung sprechen. Aber bitte nicht rückwirkend, pauschal und mit einer Freikarte für alle künftigen Abkommen, wie das das Rahmenabkommen vorsah. Idealerweise bündeln wir Lösungen für verschiedene Sektoren beziehungsweise Politikfelder zu einem Paket – in bester Manier und Tradition der Beziehungen Schweiz–EU zu einem bilateralen Paket III. Wieso einen sogenannten Plan B herbeireden, wenn der bewährte bilaterale Weg Zukunft hat?

Die mediale Bühne ist im öffentlichen Diskurs fundamental. Aber manchmal erreicht man beim Wirken hinter den Kulissen schlicht mehr. In diesem Sinne fasse ich nochmals für Herrn Bodenmann zusammen: Wir haben gearbeitet und den Kompass für die künftigen Beziehungen mit der EU ausgerichtet. Das hätte Herr Bodenmann problemlos auch einfach auf unserer Website oder in den Medien nachlesen können.

Fredy Gantner ist Gründungsmitglied der Vereinigung Kompass/Europa.

# Der lustigste Aargauer der Welt

Er ist seit 45 Jahren der Spassmacher der Nation.

Im Herbst seiner Karriere liest Peach Weber der Nation die Leviten.

Thomas Renggli

1986 wurde er mit dem Prix Bernhard für das erfolgreichste Bühnenprogramm ausgezeichnet. Zweimal gewann er den Prix Walo. Fünf seiner Alben erreichten Goldstatus. Und er war seiner Zeit weit voraus: Mit seinem Song «D Borkechäfer» (1984) schob er die Klimadebatte neunzehn Jahre vor der Geburt von Greta Thunberg an.

Peach Weber, geboren unter dem bürgerlichen Namen Peter Mario Weber am 14. Oktober 1952 in Wohlen, ist der Inbegriff des lustigen Schweizer Bünzlis. Auf der Bühne trägt er ein «Häppy Chäppy», das aktuelle Programm heisst «Gäxplosion». Seine Wortspiele sind oft derart abenteuerlich konstruiert («Only you mein schatz and the luftmatratz»; «I jump in the water very cool and then I go back to the liegestuhl»), dass man nur schon über die Banalität lachen muss.

Nun aber wurde der beliebteste Aargauer der Welt in einen Status befördert, mit dem er vermutlich selber nie gerechnet hätte. Im Ranking der «50 wichtigsten Intellektuellen der Schweiz» von CH Media belegt Peach Weber den respektablen 27. Platz – direkt hinter dem langjährigen NZZ-Feuilleton-Chef Martin Meyer, aber deutlich vor Kultur-Koryphäen wie Stephan Eicher, Milena Moser oder Jacques Herzog. Dass er als Kolumnist des Medienhauses einen gewissen Wettbewerbsvorsprung genießt, soll den «Ritterschlag» nicht abdämpfen.

## Primarlehrer gegen das Establishment

Überhaupt hört man von Weber seit neuestem Töne, die in ihrer politischen Direktheit keine Missverständnisse zulassen und mit dem Bild des Wohlfühlonkels kollidieren. Während sich einige seiner Berufskollegen (Marco Rima, Andreas Thiel, Rob Spence) als Corona-Skeptiker positionierten, sagte Weber schon im vergangenen Jahr: «Ich vermute, dass neben dem Coronavirus noch ein zweites Virus umherschwirrt und das Hirn von Schweizer Komikern angreift.»



«Man kann nicht allen gefallen»: Komiker Weber.

Auf die 3-G-Strategie des Bundes angesprochen, setzte er kürzlich im *Blick* einen drauf und richtete den Massnahmenkritikern aus: «Nur die grössten Hohlköpfe im Land versuchen, das dem armen Berset in die Schuhe zu schieben oder reden von Diktatur.» Solche Leute solle man zumindest psychiatrisch untersuchen lassen. Im Wissen, dass er damit wohl einen Teil seines Publikums mit dem Vorschlaghammer vor den Kopf stösst, will Weber weitere Konfrontationsflächen vermeiden. Seinen Impf-Song («Wenn weder wetsch go tanze, denn git's e einzigi Chance. De muesch ned eifach schimpfe, de gosch di jetzt go impfe») hat er kurzfristig aus dem Programm gestrichen. Die teilweise harsche Kritik versucht er auszublenden. Die Kommentare in den sozialen Medien lese er nicht. Wenn er dies machen würde, hätte er mit seiner Arbeit längst aufgehört: «Man kann nicht allen gefallen.»

Aus seinen Worten spricht ein Mann, der sich in seinem früheren Job als Primarlehrer gegen das Establishment auflehnte. Obwohl lange Haare in den 1970er Jahren an den Bildungsinstitutionen verpönt waren, foutierte sich Weber um den Gang zum Coiffeur. Jedes Jahr

musste er deshalb vor der Schulpflege antraben. Der Präsident hätte ihn am liebsten davongejagt, doch der Unterrichtsinspektor stellte Lehrer Weber beste Noten aus. Man müsse an die Kinder rankommen, umschreibt Weber seine Philosophie im Klassenzimmer: «Alles Ausrufen und alle Strafen nützen nichts, wenn die Schüler den Lehrer nicht als Menschen respektieren.» Heute wäre er als Unterrichtsperson aber wohl im falschen Film. Der *Wochenzeitung* sagte Weber: «Stundenpläne einzuhalten, wäre für mich nicht mehr einfach. Wahrscheinlich hätte auch die Schulpflege Mühe mit mir.»

## Ticketverkäufe harzen

Komiker wurde Peter Mario Weber eher zufällig. 1976 meldete er sich als Sänger zu einem Talentwettbewerb an – und landete auf dem zweiten Platz. Allerdings nicht wegen seiner stimmlichen Qualitäten, sondern wegen der lustigen Einleitung. Heute kann er nicht mehr über alles lachen. Zu denken gebe ihm, dass Politiker, die vor kurzem noch unbelästigt Zug fahren konnten, nun mit Personenschutz begleitet werden müssen: «Sie werden von Schnuderbuben abgekanzelt und bekommen von geistigen Einzellern Morddrohungen zu hören.»

Es sind markige Worte in aufwühlenden Zeiten. Und sie kommen von einem Künstler, der sich nichts mehr zu beweisen hat, der aber auf die Gunst der Zuschauer angewiesen ist. So geht es Peach Weber wie vielen seiner Kolleginnen und Kollegen. Er bewegt sich auf schmalen Grat durch die Pandemie. Die Ticketverkäufe harzen. An vielen Orten ist das Publikum noch nicht bereit, sich in geschlossene Säle zu setzen. Mit der flächendeckenden Einführung der Zertifikatspflicht dürfte sich dies weiter akzentuieren. Doch allein mit seiner Bühnenpräsenz setzt Peach Weber ein Zeichen, das heute noch wichtiger ist als jeder Impfstoff: Er bringt die Menschen zum Lachen – mit oder ohne «Luftmatratz».

# Die Wahrheit ist weiblich, die Lüge auch

Wenn Richter einer sogenannten Opferzeugin alles glauben, ist der angeklagte Mann chancenlos. Der Fall des deutschen Pianisten Siegfried Mauser steht beispielhaft für dieses Rechtsversagen.

Gisela Friedrichsen

Das Gericht hatte gerade das Urteil verkündet und erhob sich. Da sprang der Angeklagte auf und rief den Richterinnen entgeistert hinterher: «Warum glauben Sie dieser Frau alles und mir nichts?» Die Vorsitzende unwillig: «Das habe ich doch gerade gesagt, tut mir leid.» Kopfschüttelnd verliess sie den Saal.

2018, auf dem Höhepunkt der #MeToo-Debatte, hatte das Münchner Landgericht hart geurteilt. Endlich war auch in Deutschland ein prominenter Kulturschaffender vor Gericht gebracht und empfindlich bestraft worden. Zwei Jahre und neun Monate sollte Siegfried Mauser, 63, Professor und einer der renommiertesten Musikwissenschaftler Deutschlands, bis 2014 Präsident der Münchner Musikhochschule und bis 2016 Rektor des Salzburger Mozarteums sowie namhafter Pianist, hinter Gittern verschwinden: weil er die 62 Jahre alte Sängerin Mechthild A. sexuell genötigt habe.

## Besuche beim Studienkollegen

Frau A., die sich von Musik-Bloggern gern als «eine der ganz Grossen» auf den internationalen Bühnen feiern lässt, war in einer prekären Situation, als sie keine Engagements mehr bekam. Also suchte sie nach einer Festanstellung an einer Hochschule, schon wegen der Altersversorgung. Als sie in München damit scheiterte, ging sie zu ihrem ehemaligen Studienkollegen Mauser.

Drei Mal – 2007, 2009 und 2013 – habe er ihr dabei an den Busen gefasst, ihr Zungenküsse aufgezwungen, ja sie fast vergewaltigt, urteilte das Gericht. Mauser bestreitet dies: «Mit Frau A. hatte ich keinerlei sexuellen Kontakte. Zwischen 2004 und 2013 hat sie sich sechs- oder siebenmal mit einer unerhörten Penetranz an mich gewandt, um zur Vorstellung für Lehraufgaben eingeladen zu werden. Ich habe sie jedes Mal darauf hingewiesen, dass es sich um Entscheidungen von Berufungskommissionen handle und nicht um despotische Alleinentscheidungen des Präsidenten.» Ein einziges Mal sei es dabei zu einer Berührung Frau A.s gekommen: «Als ich noch einen wichtigen Ter-

min hatte, habe ich sie am Arm genommen und hinausgeschoben.»

Gemerkt hat niemand etwas. Keine der ehemaligen Studentinnen und Mitarbeiterinnen Mausers erinnerte sich an unangemessenes Verhalten des Präsidenten. Seine Sekretärin, der eine zerzauste Besucherin in verrutschtem Habit, wie Frau A. eine gewesen sein will, aufgefallen wäre, weiss nichts davon. Sachbeweise für Übergriffe gab es nicht. Zeugen, die etwas zu wissen glaubten, konnten nur wiedergeben, was Frau A. ihnen erzählt hatte. Es war die klas-

## Der Mauser-Prozess, und er ist kein Einzelfall, litt an der Feigheit mancher Richter.

sische «Aussage gegen Aussage»-Konstellation, bei der die Anforderungen an die Beweiswürdigung besonders hoch sind.

Mit gutem Grund verlangt das höchste deutsche Strafgericht, der Bundesgerichtshof, dass der Tatrichter gewichtige Gründe nennen müsse, wenn er dem «Opfer» mehr glaube als dem «Täter». Die Münchner Richterinnen aber machten es sich einfach. Zustimmend folgten sie etwa Frau A.s Behauptung, sie verspüre keinen Belastungseifer und sei auch nicht auf Protektion aus gewesen. Im Urteil heisst es dazu: «Sie war und ist zutiefst davon überzeugt, dass der Angeklagte für ein ordnungs-

gemässes Verfahren zu sorgen habe. Ob das Prinzip der Bestenauslese an der Musikhochschule immer eingehalten wurde und ob die Zeugin die Voraussetzungen für eine Lehramtsstelle erfüllt hätte, konnte nicht geklärt werden.»

Manches hätte durchaus geklärt werden können, wenn man nur gewollt hätte. Ein Blick in die Akten der Hochschule hätte ergeben, dass es gute Gründe gab, Frau A. nicht in die enge Wahl aufzunehmen. Für Operngesang solo war sie zweimal erfolglos angetreten, auch mit Chorgesang solo reüssierte sie nicht. Im Fach Schulmusik war sie im zweiten Staatsexamen gescheitert, wogegen sie nach Mausers Erinnerung eine «völlig irreal» Klage gegen das Ministerium erhob und ihrem damaligen Seminarleiter die Schuld an ihrem Scheitern gab. Mauser: «Ihre Erwartungen mir gegenüber, sie trotzdem an der Hochschule unterzubringen, sind kaum nachzuvollziehen.»

## Dem Zeitgeist gefällig

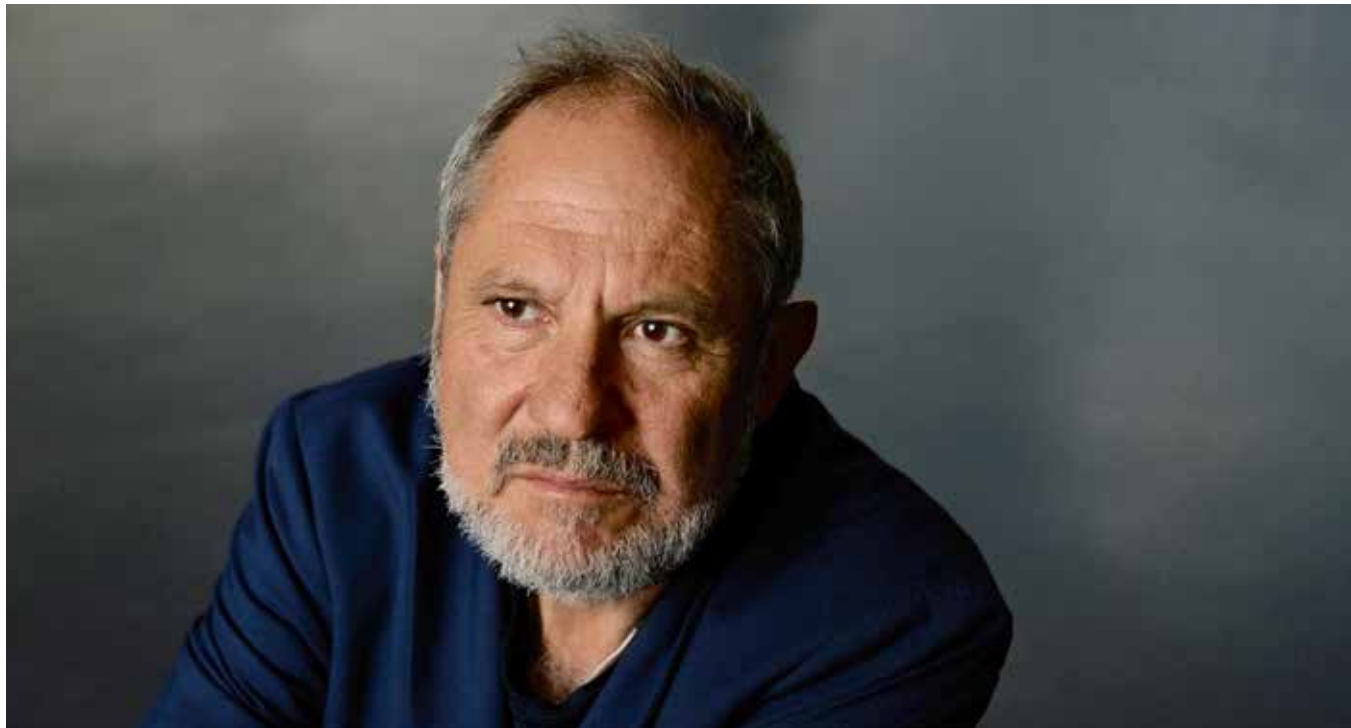
Der Mauser-Prozess war eine Glaubenssache. Das Gericht glaubte den Angaben Frau A.s, Mausers Darstellung dagegen nicht. Fragen, ob es sich bei Frau A., wie Mauser es vermutet, um eine Trittbrettfahrerin handelt oder um eine Person, die die #MeToo-Debatte nutzte, um Vorteile zu erlangen, die ihr nicht zustanden, oder die sich wegen fehlender Protektion an ihm rächen wollte, wurden verworfen.

Auch die eigentümliche Aussage-Genese – Frau A. meldete sich erst nach einem Aufruf im Rundfunk, angeblich, um anderen Frauen «Hilfestellung zu leisten» – irritierte das Gericht nicht. Die Wahrheit ist weiblich. Die Lüge aber auch.

Dass der Angeklagte und seine Frau durch das Urteil ruiniert würden, war den Richterinnen kaum der Erwähnung wert. Von den Medien durch den Schmutz gezogen, gab Mauser alle Ämter auf. Er verlor seine Altersversorgung. Und seine Frau, eine Schauspielerin, wurde von einem Münchner Theaterpatron hinauskomplimentiert, als ruchbar wurde, mit wem sie verheiratet ist.







Warum schrillten nicht wenigstens hier die Alarmglocken?: Musikwissenschaftler Mauser.

Ein anderer Vorfall, den Frau A. dem Gericht als Tatsache vortrug, um zu beweisen, dass sie Mauser sogar vor Zudringlichkeiten gewarnt habe, beeindruckte die Richterinnen offenbar nachhaltig: Es sei 1989 gewesen, sagte die Vorsitzende im Urteil und zitierte dabei Frau A., kurz vor der Generalprobe von «Carmen». Da habe sie «ein Dirigent aus der Kölner Gegend» ins Gebüsch gezerrt und begripscht, worauf sie dem Angreifer eine Ohrfeige gegeben sowie ihn angezeigt habe und gerichtlich gegen ihn vorgegangen sei.

Hinterfragt wurde dieser Vorfall nicht, sondern als Beleg für Frau A.s Vorsicht gewertet. Welch ein Fehlschluss. Denn es blieb ungeklärt, ob es die Sache mit dem Dirigenten überhaupt gegeben hatte. Ihr Widerstand gegen ihn habe dazu geführt, erklärte Frau A., dass sie nie mehr ein Engagement in Deutschland bekommen habe. Warum schrillten nicht wenigstens hier die Alarmglocken?

### Routinemässig abgewimmelt

Der Mauser-Prozess, und er ist kein Einzelfall, litt an der Feigheit mancher Richter und ihrer Angst, eine «Opferzeugin» mit Fragen zu drangsalieren. Denn wer will sich schon den Vorwurf zuziehen, er sei auch einer jener Juristen, die der «Überlebenden einer Sexualstraf-tat» nicht einfach vorbehaltlos glauben, sondern nach Fakten verlangen?

Wenn Richter dann Nachfragen unterlassen, um dem Zeitgeist gefällig zu sein, tragen sie dazu bei, dass ein Postulat wie #MeToo die Prinzipien der Strafjustiz unterwandert. Dann ist ihnen vorzuwerfen, Fehlurteile nicht nur in Kauf zu nehmen, sondern sie zu produzieren.

In einem Wiederaufnahmeantrag des Hamburger Strafverteidigers Johann Schwenn geht es genau um dieses Manko des Prozesses gegen Mauser. Bei dem Dirigenten «aus der Kölner Gegend» handelt es sich um den heute 83 Jahre alten Gustav Anton, der 1991 in Gummersbach die Oper «Carmen» dirigierte. An Frau A. erinnert er sich mit Schrecken, denn es muss ein Desaster gewesen sein. Vier Tage vor der Premiere habe er sie entlassen müssen, sagt Anton, von allen Seiten gab es nichts als Klagen. Antons Resümee: «Der Sachverhalt hat sich, wie von mir geschildert, zugetragen. Weder bin ich gegenüber Frau A. übergriffig geworden, noch hat sie damals irgendetwas dergleichen behauptet.»

«Hätten mich die Münchner Richterinnen auch verurteilt», fragt nun Mauser, «wenn sie diesen Zeugen gehört hätten?» Wenn sie erfahren hätten, dass Frau A. ihnen eine erlogene Geschichte aufgetischt hat? Er stellte ein Wiederaufnahmebegehren und wurde zuerst routinemässig abgewimmelt, da Zweifel an einem rechtskräftigen Urteil für die Strafjustiz stets ein GAU sind, also möglichst zu verhindern. Nach dem Motto: Ein falsches Urteil ist immer noch besser als ein aufgehobenes.

Die nächste Beschwerdeinstanz war dann das Oberlandesgericht (OLG) München. Auch der dortige, wieder mit drei Richterinnen besetzte Strafsenat wies Mausers Antrag zurück. Zwar habe Verteidiger Schwenn mit dem Zeugen Anton ein «Novum» präsentiert, eine neue Tatsache also, die bisher weder Gegenstand der Hauptverhandlung noch «Bestandteil der Glaubwürdigkeitsprüfung durch das erkennende Gericht» gewesen sei.

Doch was, bitte schön, habe Dirigent Anton mit Mauser zu tun? Selbst wenn ein neuer Prozess ergeben sollte, so die Richterinnen rabulistisch, dass es den Vorfall nicht gegeben habe, wäre dies nicht geeignet, die Glaubwürdigkeit der Zeugin zu erschüttern. Sie seien überzeugt, das Münchner Landgericht hätte einem Zeugen Anton «keinerlei Bedeutung» beigemessen.

Das ist laut Anwalt Schwenn ein Verstoß des OLG gegen das Verbot, eine eigene Beweiswürdigung vorzunehmen und die Feststellungen des Tatgerichts damit zu ersetzen. Daher habe er Verfassungsbeschwerde eingelegt, der «wegen der Zunahme solcher Fälle» grundsätzliche Bedeutung zukomme.

### Groteske am Rande

Wie ernsthaft sich die Münchner Justiz mit der Causa Mauser auseinandergesetzt hat, belegt eine Groteske am Rand: In einer Stellungnahme des Generalstaatsanwalts wird der Zeuge Anton sage und schreibe fünf Mal «Gustav Mahler» genannt. Der aber lebte von 1860 bis 1911 und gilt als einer der bedeutendsten Komponisten jener Zeit.

Da zeigt sich das ganze Desinteresse der Justiz an einem womöglich unschuldig Verurteilten. Doch Selbsterkenntnis ist den Herrschaften, die Recht sprechen, wesensfremd. Zumal, wenn sie sich vom Zeitgeist getragen fühlen.

Gisela Friedrichsen ist die Doyenne der deutschen Gerichtsreporter (FAZ, Spiegel, Welt). Zuletzt von ihr erschienen: «Wir müssen Sie leider freisprechen. Gerichtsreportagen 2005–2016». Zu Klampen!. 240 S., Fr. 29.90

# Sturm auf dem Stierenberg

Nationalrätin Priska Wismer (Mitte) will in Rickenbach LU einen Windpark errichten. Das 20-Millionen-Projekt entfacht einen gewaltigen Dorfstreit.

Hubert Mooser

Die Rickenbacher im Kanton Luzern sind stolz auf ihre Lebensqualität. Das streichen sie in ihrem Amtsblatt gerne hervor. «Bienen summen, Kuhglocken bimmeln, keiner fragt hier nach Dezibel», schwärmt das Blatt. Hier gebe es sie noch, die ländliche Ruhe. Selbst die Preise für Bauland bewegen sich im grünen Bereich. Doch die Lage des Ortes, der aus mehreren kleinen Weilern besteht, ist Segen und Fluch. Rickenbach liegt in einem Talkessel zwischen den Hügeln Buttenberg und Stierenberg. Dass irgendwann jemand in Versuchung geraten könnte, auf einem dieser Hügel Windräder hinzupflanzen, war bloss eine Frage der Zeit.

Seit die damalige Bundesrätin Doris Leuthard (Die Mitte) vor zehn Jahren in einer Haurückübung den Ausstieg aus der Kernenergie in die Wege geleitet hat, ist im ganzen Lande eine Art Goldgräberstimmung ausgebrochen. Als Ersatz für den wegfallenden Atomstrom muss der Anteil an alternativen Energieträgern wie Sonne, Wind und Biomasse massiv erhöht werden. Dafür stellt der Bund Hunderte von Millionen Franken bereit, die wir mit einem Zuschlag auf unserer Stromrechnung bezahlen. Als Standort für Windenergie wird so gut wie jeder Hügel zwischen dem Genfer- und dem Bodensee in Betracht gezogen.

## Energieproduktion als Geschäftsmodell

Deshalb soll auch der Stierenberg unter die Windräder kommen. Nationalrätin Priska Wismer, eine Parteifreundin Leuthards, will nahe ihrem Bauernhof am Hinterstierenberg für fünfzehn bis zwanzig Millionen Franken eine Anlage mit drei 180 Meter hohen Windrädern in den Wald stellen. Seit über sechs Jahren sind sie und ihr Mann am Planen. «Wir produzieren bereits Strom mit mehreren Solaranlagen», sagt Wismer. Leider funktioniere diese Form der Energiegewinnung nur bei schönem Wetter. Und da es bei ihnen immer viel winde, eigne sich der Ort für Windenergieanlagen. Die Energieproduktion ist auf Wismers Hof ein Geschäftsmodell.

Sie selber hat unterschiedliche Rollen. Sie ist Lehrerin und Bäuerin, und sie sass im Kantonsparlament. 2019 durfte sie für Andrea Gmür, die



Schluss mit ländlicher Ruhe: Lehrerin, Bäuerin und Politiker Wismer.

in den Ständerat gewählt wurde, als Nationalrätin nachrutschen. Kaum in Bern angekommen, wurde sie Vizepräsidentin von Suisse Eole – der Vereinigung zur Förderung der Windenergie in der Schweiz. Das macht sie zur Windkraft-Lobbyistin, der es zuweilen an Augenmass mangelt. So sorgt sie sich zwar um die Auswirkungen von Mobilfunkantennen auf Insekten und hat dazu einen Vorstoss eingereicht. Aber sie hat kein Problem damit, ihren Mitbürgern drei gewaltige Windräder vor die Nase zu setzen – und damit einen gewaltigen Streit im Dorf zu entfachen.

Noch nie wurde eine Anlage so nahe an einem Siedlungsgebiet gebaut. Im Kanton Neuenburg hat die Stadt La Chaux-de-Fonds gegen ein Windkraftprojekt Einsprache erhoben, das zehn Kilometer entfernt stehen soll. In Rickenbach beträgt die Distanz zwischen dem Dorf und den geplanten Anlagen nur einen Kilometer. Deshalb ist hier nun fertig mit der ländlichen Ruhe.

Angetrieben wird der Widerstand gegen das Wismer-Projekt von drei Einwohnern aus dem Ortsteil Mullwil: Pirmin Kammermann, Samuel Hodel und Peter Furrer. Sie wohnen etwas unterhalb der Wismers und machen mächtig Gegenwind. Vor einem Jahr lancierten sie eine Gemeindeinitiative. Sie fordern, der Stierenberg sei als Schutzzone auszuscheiden. «Das ist unser Hausberg, unser Naherholungsgebiet, unser Wald und unser Wasserreservoir», sagt Kammer-

mann. «Hier darf man keine Windparkanlage hineinpflanzen.»

Am 26. September wird an der Gemeindeversammlung abgestimmt. Das Trio aus Mullwil kämpft dabei gegen eine Übermacht aus Gemeinderäten, Kantonsbehörden und lokalen Medien, die nicht müde werden, die Windkraft-

*«Das ist unser Hausberg, unser Naherholungsgebiet, unser Wald, unser Wasserreservoir.»*

gegner ins Lächerliche zu ziehen. Denn der Stierenberg ist einer von 22 Standorten, die vom Kanton als ideale Zone für Windparks ausgeschieden wurden. Dabei sind all diese und andere Projekte energiepolitisch nicht mehr als ein Tropfen auf einen heissen Stein und ein einziger Knorz, wie die bisherigen Erfahrungen zeigen.

Kaum ist ein Windrad in der Pipeline, geht die Opposition in Stellung. In Sonvilier im Berner Jura hat die Gemeinde nach jahrelanger Planerei ein Windpark-Projekt beerdigt. In Appenzell Innerrhoden zog Wismers Parteikollege, Regierungsrat Daniel Fässler, den Stecker. Auf dem Gotthardpass wurde 2020 eine Anlage aufgestellt, aber Planung und Bau dauerten es fast achtzehn Jahre. Der Stromanteil aus Windkraft beträgt trotzdem gerade mal 0,5 Prozent.

Die effizientesten Regionen für die Windenergie liegen an den Küsten. Dass man auch im Binnenland Schweiz auf diese Technologie setzt, liegt zum Teil daran, dass der Bund in einem frühen Konzept den Referenzwert für eine notwendige Windgeschwindigkeit auf nur 4,5 m/s (50 Meter über Grund) festgelegt hat – obwohl sich die damaligen Anlagen mit so wenig Wind laut Fachleuten kaum gedreht haben.

Auf Wismers Stierenberg beträgt die mittlere Windgeschwindigkeit am Maststandort 5,1 m/s auf 100 Metern über Grund und 5,3 m/s auf 120 Metern über Grund. Würde man dieses Projekt nach seriösen Kriterien beurteilen, würde man die Übung sofort abbrechen. Allgemein gilt, dass Windkraft erst ab mittlerem Wind von 8,5 m/s effizient und ökonomisch ist. Darum steht der Verdacht im Raum, dass es bei vielen Projekten vor allem darum geht, Subventionen in Bern abzuholen. Der Windstrom wird mit über 20 Rappen pro Kilowattstunde subventioniert.

### Überrascht vom Widerstand

Wismer wehrt sich: «Im Windkonzept des Kantons Luzern werden die Windverhältnisse auf dem Stierenberg als ausgezeichnet bewertet.» Sie hätten die Windkraftanlage als Bürgerprojekt aufgegleist, an dem sich jeder beteiligen könne. Sie sei erstaunt, dass bei der Diskussion über diese Technologie sofort Emotionen im Spiel seien. Leidenschaftlich kämpft aber auch Wismer für ihre Sache. Sie sei mit einer guten Portion Sturheit ausgerüstet, sagt sie selber und will ihr Projekt partout durchziehen – obwohl ihr bisher nicht einmal der Boden gehört, auf dem sie die drei Windräder aufstellen will. Eines dieser Grundstücke ist in Besitz der Realkorporation Pfeffikon, und diese ist zurzeit noch uneins, ob sie den Boden an die Wismers abtreten will.

Zu denken geben müsste ihr eigentlich auch der grosse Widerstand. Sie ist im Ort vernetzt wie keine andere und mischt fast überall mit, im Vorstand des Vereins für faire Milchpreise und als OK-Präsidentin des Jugendmusikfestes Rickenbach. Sie leitet das «Chinderhörli Geensee» und sitzt im Vorstand des «Jodlerhörli», ist Präsidentin der Kantonsschule Beromünster – und am Sonntag hilft sie in der Messe dem Dorfpfarrer beim Verteilen der Hostien. Trotzdem haben 549 Einwohner die Initiative unterschrieben. Das hat sie überrascht.

«Wie viele am Ende tatsächlich dieser Initiative zustimmen werden, wird sich zeigen», sagt sie. Entgegen dem, was viele Mitunterzeichner dächten, gehe es nicht um die Ablehnung oder die Bewilligung des Windprojekts. Es gehe nur um die Errichtung einer Schutzzone. Unrecht hat sie damit nicht. Es ist in der Tat so, dass der Kanton in übergeordnetem Interesse den Windpark der Wismers auch dann noch durchsetzen könnte, wenn die Mehrheit der Initiative zustimmen würde. Aber könnte der Kanton Luzern ein solches Zeichen einfach ignorieren?

## Wie der grosse Aristoteles

Die Justiz-Initiative schlägt die Bundesrichterwahl per Los vor. Dies wäre eine gesellschaftlich wertvolle Neuerung.

Bruno S. Frey

**W**ussten Sie das? In der Schweiz kann nur Bundesrichter werden, wer Mitglied einer im Parlament vertretenen Partei ist. Wer also in diesem obersten Gerichtshof Richterin oder Richter werden will, muss zuerst einer Partei beitreten und wird nur gewählt, wenn er oder sie die Ideologie dieser Partei teilt. Denken Sie nicht auch, dass dies ein Widerspruch zum Grundrecht der Gewaltenteilung und des Demokratieprinzips der Egalität ist?

Wussten Sie, dass die gewählten Richterinnen und Richter den Parteien eine Mandatssteuer abliefern müssen? Und zwar nicht wenig, nämlich jedes Jahr zwischen 3000 und 20 000 Franken. Diese Steuer zeigt die überaus enge Verbindung zwischen Bundesrichtern und Parteien.

Die im November 2021 durch das Volk zu entscheidende Justiz-Initiative schlägt eine spannende Lösung vor, die die Bewerberinnen und Bewerber für das Bundesrichteramt vom dominanten Einfluss der Parteien befreien will. Es soll in zwei Schritten vorgegangen werden. Zuerst prüft eine unabhängige Kommission sorgfältig, ob ein Bewerber juristisch ausgebildet ist, über ausreichende Erfahrung als Richter verfügt und einen guten Leumund hat. Aus dieser Grundgesamtheit der Bewerber wird im zweiten Schritt eine Zufallsauswahl gezogen. Die gewählten Personen sind deshalb von den Parteien unabhängig und müssen keine Mandatssteuer entrichten.

### Keine emotionale Wahl

Dagegen werden manche Einwände vorgebracht. Vor allem erscheint auf den ersten Blick eine Zufallsauswahl irrational. Man möchte doch die «Beste» oder den «Besten» auswählen. Gerade dies ist jedoch beim heute geltenden Verfahren nicht der Fall, denn dort wird gemäss Parteizugehörigkeit und nicht nach Qualität berufen.

Ein weiteres Bedenken gilt der Zufallsauswahl, dem «Lösen» – etwas, was zuerst einmal irrational erscheint. Da die Grundgesamtheit jedoch nur geeignete Kandidatinnen und Kandidaten umfasst, wird jede Gewählte, jeder Gewählte die notwendigen Bedingungen für ein

Richteramt erfüllen. Bei einer Zufallsauswahl hat jeder Bewerber und jede Bewerberin die gleiche Chance, erfolgreich zu sein – gerade das, was für ein hohes Richterergremium erwünscht ist. Es werden sich auch mehr Bewerber und vor allem Bewerberinnen melden, weil sie nicht mehr von den Parteien abhängig sind.

In der Parlamentsdebatte hat Philipp Matthias Bregy (Die Mitte) bemerkt: «Sie wählen ja auch nicht Ihre Frau zufällig.» Diese Aussage vermischt die auf einer emotionalen, auf rein persönlicher Ebene getroffene Wahl mit einer gesellschaftlich relevanten Wahl. Ein Richter soll gerade nicht emotional und nach der Intensität von persönlichen Beziehungen entscheiden. Vielmehr muss er die Umstände einer Entscheidung sachlich abwägen und persönliche Beziehungen ignorieren.

### Lange Tradition

Ein weiterer Einwand ist die fehlende demokratische Legitimität von Zufallsentscheidungen. Dies ist nur der Fall, weil Losverfahren gegenwärtig kaum angewandt werden. Haben sie sich einmal eingespielt, werden sie bald als legitim empfunden. Der grosse Aristoteles war sogar der Ansicht, dass sich eine wahre Demokratie auf Entscheidungen mittels Zufall stützen müsse.

Entscheidungen unter Verwendung von Zufall haben eine lange Tradition. Sie wurden über Jahrhunderte im klassischen Athen erfolgreich praktiziert, ebenso bei der Wahl der Dogen in Venedig, in den prosperierenden mittelalterlichen Städten Norditaliens, aber auch in vielen Gemeinwesen der Schweiz. An der Universität Basel wurden sogar Professoren aus einer geeigneten Grundgesamtheit per Los ausgewählt.

Diese Abwägungen legen den Versuch nahe, einmal etwas Tapferes und Neuartiges zu unternehmen. Die Justiz-Initiative verdient es, unterstützt zu werden.

Bruno S. Frey ist ständiger Gastprofessor an der Universität Basel und Forschungsdirektor bei Crema (Center for Research in Economics, Management and the Arts), Zürich.

# Entwicklungshilfe aus Afrika

Wie heisst der Eisenbahnpionier der Schweiz? Escher? Falsch! Es war Alois Negrelli. Er war geadelter Ritter, und sein Stammbaum hat vermutlich afrikanische Wurzeln.

Hartmuth Attenhofer

**K**urz nachdem am 26. März 2021 der imposante Negrelli-Steg eröffnet worden war, strömte halb Zürich herbei, um ihn mit einer Begehung einzuweihen. Der eindrucksvolle 160 Meter lange Fussgängersteg überspannt die Gleisanlagen des Zürcher Hauptbahnhofs. In die Baukosten von elf Millionen Franken teilten sich die SBB und die Stadt Zürich. Der Negrelli-Steg ist nach dem österreichischen Ingenieur Alois Negrelli (1799–1858) benannt. Er war der Planer des Suezkanals und konnte nachweisen, dass dieser ohne Schleusen gebaut werden kann. Und er vertrat die Ansicht, dass Dampflokomotiven auch für Bergbahnen eingesetzt werden können. Was damals noch als unmöglich galt, ihm aber den Auftrag einbrachte, für die ganze Schweiz ein Eisenbahnnetz zu planen.

Alois Negrelli war der bestinformierte Ingenieur seiner Fachrichtung und amtierte in halb Europa als Strassen-, Eisenbahn- und Wasserbauinspektor. In St. Gallen wirkte er 1834/35 als Kantonsingenieur. Das Stadtbild von Wil wurde von ihm geprägt. Negrelli erarbeitete für Wil ein Entwicklungskonzept und erschloss die Altstadt mit einer neuen, breiteren und fahrtüchtigeren Strasse, was der Kleinstadt den Weg zum Textilzentrum und den Eintritt in die Neuzeit ebnete. «Es wäre an der Zeit, dass Alois Negrelli in Wil zu Ehren kommt», meint Stadtarchivar Werner Warth: «Bienen-, Nelken- und Wiesenstrassen haben wir genug.» Ob die Wiler Strassenbenennungskommission ein offenes Ohr hat, wird sich weisen.

## Krauses Haar

Zurück zum Negrelli-Steg: Alois Negrelli war der Erbauer der Spanisch-Brötli-Bahn, der ersten Bahnlinie der Schweiz. Sie verband Baden mit Zürich, womit der Bezug zu Zürich für den Fussgängersteg natürlich gegeben ist. Als vor Jahren die Zürcher Stadtplaner die Idee bekannt machten, das riesige Gleisfeld des Hauptbahnhofs zu überbrücken und dieses Bauwerk «Negrelli-Steg» zu nennen, kam es erstmals zu kleinen Sprachverwirrungen. «Negerli» entflo es manch vornehmem Mund ebenso wie manch verruchter Gosche. Da und dort rutschte es durch



Ehrengab bei Beethoven, Mozart, Schubert: Ingenieur Negrelli (1799–1858).

Tastaturen bis in die Gazetten. Natürlich unbeabsichtigt. Und ohne üble Gedanken.

Trifft man sich auf dem Negrelli-Steg hoch über den Gleisen, beginnen manche Leute über den Namen Negrelli zu diskutieren und zu rätseln. Da und dort vernahm und vernimmt man immer noch ein verschämt und kichernd vortragenes «Negerli», wobei natürlich sofort und mit ernster Miene nachgeschoben wird, man habe das zwar beim hastigen Lesen früher einmal so erfasst, würde das aber eigentlich schlimm finden. Das Schriftbild habe einen eben verwirrt. Kann passieren. Es heisst «Negrelli», nicht anders. Damit das klar ist.

Hat der Name Negrelli etwas mit «Neger» zu tun? Nein, heisst es bei der Stadt Zürich. Da ist sich Alexander Negrelli, 53, aber nicht so sicher. Er ist der Urururur-Enkel von Alois Negrelli und hat zu seinem Familiennamen geforscht. Für ihn ist klar, dass sich Negrelli vom italienischen «negro» herleiten lässt. Er vermutet, dass es im auslaufenden Mittelalter zur Immigration von Afrikanern nach Italien kam, die «negrello» (Einzahl) beziehungsweise «negrelli» (Mehrzahl) genannt wurden und die sich auf natürliche Weise

mit den Ansässigen vermischten. In der Ahnentafel der Negrelli, die in einem kleinen Museum in der Geburtsstadt seines Urahren, im norditalienischen Fiera di Primiero, ausgestellt ist, seien zwar keine Afrikaner auszumachen, denn so weit zurück reiche der Stammbaum nicht. «Aber», lächelt Alexander Negrelli, «da ist etwas dran, denn ich habe krauses Haar.» Noch krauser ist das Haar seines Vaters, des Mannheimer Malers und Kunstdozenten Rainer Negrelli, 78, in dessen Geburtspapieren noch immer die adlige Herkunft aufgezeichnet ist: «Rainer Friedrich Alois Negrelli, Ritter von Moldelbe».

## «Wir sind keine <von>»

Den Adelstitel «Ritter von Moldelbe» hatte der Erbauer der Spanisch-Brötli-Bahn seinerzeit vom österreichischen Hof als Anerkennung und Dank für die Projektierung eines Kanals zwischen Moldau und Elbe erhalten. Und dieser Ritter-Titel hat wohl die Zürcher Strassenbenennungskommission verwirrt. In der Namenstafel für den Steg ist nämlich ein Alois von Negrelli genannt. «Nein», sagt der Nachfahre Alexander Negrelli, «wir sind keine <von>.» Richtig. Denn das «von» zwischen dem «Alois» und dem «Negrelli» sucht man nämlich nicht nur in den Geburtsdokumenten seiner Nachfahren vergeblich; auch auf dem Grabmal im Wiener Zentralfriedhof steht nichts davon; das «von» bezieht sich nur auf den Ritter-Titel. Im Wiener Zentralfriedhof hat «Ing. Alois Negrelli Ritter von Moldelbe» ein Ehrengab – im gleichen Grabfeld wie Beethoven, Brahms, Mozart und Schubert.

Vielleicht unternimmt die Strassenbenennungskommission der Stadt Zürich gelegentlich eine Kulturbildungsreise nach Wien mit einem Abstecher ins Negrelli-Museum im norditalienischen Fiera di Primiero. Auch die Damen und Herren der Strassenbenennungskommission der Stadt Wil könnten ja mitfahren. Das spart Kosten, fördert den fachlichen Gedankenaustausch und dient dem freundeidgenössischen Zusammenhalt.

Hartmuth Attenhofer war Präsident des Zürcher Kantonsrats und Statthalter des Bezirks Zürich. Er ist Mitglied der SP.

# Flüchtlinge im Heimaturlaub

Deutschland evakuiert Asylanten aus Afghanistan – und niemanden stört's.



Seit der Machtübernahme der Taliban steht die Evakuierung afghanischer Ortskräfte im Fokus. «Menschen, die uns geholfen haben, müssen wir selbstverständlich helfen», lautet das Narrativ, das sich besser verkaufen lässt als das gewöhnliche Chaos in der Asylpolitik. «Ortskräfte holen» klingt nach einem Plan, nach einer klaren Begrenzung der Aufnahme.

Darüber hinaus verbreitete sich in einem erneuten Anfall von naiver Zuwanderungsromantik die groteske Vorstellung, Ortskräfte besäßen Loyalität gegenüber den Deutschen, hätten westliche Werte adaptiert. Kurz: Ortskräfte seien die besseren, weil westlicheren und gebildeteren Afghanen.

Dass das Kokoloeres ist, hätte man spätestens dann wissen können, als sich Angehörige der Bundeswehr öffentlich gegen die Aufnahme von Ortskräften äusserten. Leider interessierte sich dafür nur die *Bild*-Zeitung, der Rest der Medien versank im üblichen Moraltaumel.

Ebenso wenig überrascht: Kaum welche dieser «besseren» Afghanen hatten es in die Evakuierungsfieger geschafft. Vermutlich halten sich die verbleibenden Ortskräfte an demselben Ort auf, an dem auch die Fachkräfte verharren, die uns in Deutschland seit 2015, 2016 versprochen wurden.

Denn nur gerade 168 von ihnen befanden sich unter den rund 5000 Ausgeflogenen, die bis Ende August evakuiert wurden. Weitere 469 deutsche Staatsbürger waren dabei, und 257 Menschen haben es sogar ohne Ausweisdokumente in die Flieger geschafft.

Was nach genauen Angaben aussieht, entpuppt sich auf den zweiten Blick als Farce.

Rechnet man diese drei Gruppen zusammen, kommt man auf 894 Personen.

Wer sind die restlichen 4106?

Die Bundesregierung spricht inzwischen von 5347 Evakuierten, darunter 4100 Afghanen. Die Zahl der Ortskräfte und der Deutschen wird sich aber nur unwesentlich verändert haben.

«Wer jung, männlich, kräftig und gewaltbereit war, hatte die besten Chancen, durchzukommen», beschrieb ein Augenzeuge die Si-

*Die Bundesregierung spricht inzwischen von 5347 Evakuierten, darunter 4100 Afghanen.*

tuation am Kabuler Flughafen. Wer die Fotos aus den Fliegern gesehen hat, kann das unterschreiben. Die Männer dürften auch unter den 4106 von der Bundeswehr ausgeflogenen Personen eine Rolle spielen. 2015 lässt grüssen.

Es gibt eine weitere Gruppe, die in der deutschen Presse zwar vorkommt, deren eigentlicher Status sich jedoch hinter Überschriften wie «Münchener Familie aus Kabul gerettet» oder «Schüler aus Wolfenbüttel sitzen in Afghanistan fest» verbirgt: die Heimaturlauber.

Wer solche Meldungen in den letzten Wochen verfolgte, dem fiel schnell auf, dass es eine beachtliche Anzahl Menschen gab, die sich – trotz Schutzstatus in Deutschland – zum Zeitpunkt der Taliban-Machtübernahme in Afghanistan befanden. Nun wurden sie auf Kosten des deutschen Steuerzahlers aus Afghanistan evakuiert – oder sollen noch ausgeflogen werden.

Das Problem dieser heimaturlaubenden «Verfolgten» ist bekannt: Noch vor zwei Jahren betonte Bundesinnenminister Horst Seehofer, dass sich, wer als syrischer Flüchtling in seinem Heimatland Urlaub mache, nicht darauf berufen könne, in Syrien verfolgt zu werden. Solchen Menschen müsse man «den Flüchtlingsstatus entziehen», urteilte Seehofer.

Selbstredend ist nichts passiert. Zwar gilt es, heimaturlaubende Flüchtlinge dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) zu melden, was eine Einzelfallprüfung nach sich zieht. Eine Dunkelziffer besteht zweifellos. Und fraglich ist, wie gewissenhaft die Gesuche geprüft werden. Das BAMF erhebt keine offiziellen Zahlen zu solchen Heimaturlauben.

Nun platzt die nächste Bombe: Man unterlässt es nicht nur, rückkehrenden Heimaturlaubern den Schutzstatus zu entziehen, sondern holt sie auch ohne jedwede Konsequenzen zurück nach Deutschland. Derweil gaukelt man der steuerzahlenden Bevölkerung vor, es würde sich um Susanne und Detlef handeln, die sich mit ihrem Abenteuerurlaub zeitlich etwas verschätzt hätten.

«Wer sich im Urlaub infiziert, kann nicht davon ausgehen, dass wir ihn zurückholen», verlautbarte Aussenminister Heiko Maas letztes Jahr in Bezug auf das selbstgewählte Risiko der Corona-Urlauber. Das gilt natürlich nur für den doofen Deutschen und nicht für arme Asylbewerber, die dort Urlaub machen, wo sie angeblich verfolgt werden.

Es gibt halt immer einen, der es macht, und einen, der es mit sich machen lässt.

## «Mein süsses Lieb»

Nr. 35 – «Philosoph des Klatschs»  
Matthias Matussek über Heinrich Heine

Vielen Dank für die Ode an Heinrich Heine! Das schönste Liebesgedicht hat dieser Genius geschrieben: «Mein süsses Lieb». Darin wird alles Morbide und Verwesende zu inniger, absoluter Schönheit hochgeschrieben. Ich werde nicht satt, es immer wieder zu lesen und auf mich wirken zu lassen. *Barbara Peter, Wil*

Heine war sicher ein herausragender Lyriker, seine «Harzreise» hab ich liebend gern gelesen, aber seine Rüpelei gegenüber Altmeister Goethe werde ich ihm nie verzeihen!  
*Thomas Baumann, Kreuzlingen*

## Wie die Braunbären

Nr. 35 – «Warum alles falsch ist, was wir über Drogen zu wissen glaubten»  
Essay von Michael Shellenberger

Als Hausarzt, der in suchttherapeutischen, psychiatrischen und forensisch-psychiatrischen Einrichtungen gedient hat, komme ich zu ganz anderen Schlüssen. Drogenkonsum entspricht einem menschlichen Grundbedürfnis, das seit Beginn der Menschheitsgeschichte existiert. Auch Tiere, zum Beispiel Braunbären, verzehren vergorene Früchte, Pilze et cetera, um ein «High» zu erleben. Eine Verurteilung der Suchtkranken schafft nur zusätzliche Probleme für unsere Gesellschaft, nämlich ein enormes Gewaltproblem durch illegalen Drogenhandel, Beschaffungskriminalität, Prostitution und Menschenhandel. Das Argument, der Staat dürfe kein Drogenhändler sein, ist unlauter. Meine Vorschläge: erstens die Abgabe von THC-Produkten an Kios-

ken mit entsprechender Steuergeldeinnahme und zweitens der Aufbau von staatlichen Abgabestellen für Kokain, Heroin, Amphetamin et cetera, die auch ein Betreuungsangebot durch Sozialarbeiter und Ärzte anböten. Ich nehme an, die Schweizer Bauernschaft wäre mehr als begeistert, könnte sie zu guten Preisen Marihuana, Opium und Kokapflanzen an die Eidgenossenschaft verkaufen. *Dr. Markus Milota, Zürich*

## Hellseher?

Nr. 35 – «Wir Menschen können uns täuschen»  
Roger Köppel und Beat Gygi im Gespräch mit Manuel Battegay

Mein Mann und ich (beide eher impfskeptisch) sind fleissige *Weltwoche*-Leser. Er kam nach der Lektüre des Interviews mit Infektiologe Manuel Battegay ins Sinnieren: «Wenn ein solcher Artikel ausgerechnet in der *Weltwoche* publiziert wird, sollten wir uns vielleicht doch auch impfen lassen?» Verwundert ob des mehrseitigen Interviews mit einem vehementen Impfbefürworter, stehe ich persönlich dem Artikel trotzdem skeptisch gegenüber. Ich hinterfrage die Behauptung, «dass jeder in den kommenden Monaten mit Covid angesteckt würde»! Ich persönlich bin jedenfalls zuversichtlich, dass ich dereinst das Gegenteil von mir behaupten darf. Und wie kann Professor Battegay bereits wenige Monate nach Verabreichung von angeblich fünf Milliarden Impfungen (in der gleichen Ausgabe spricht übrigens Politiker Peter Bodenmann von zwei Milliarden) behaupten, dass «die Erfahrung gezeigt habe», dass kaum Langzeitfolgen zu erwarten seien? Ist er ein Hellseher, oder könnte es sein, dass auch er als Wissenschaftler am Geldtropfen der Pharmaindustrie hängt? *Rita Eichenberger, Zürich*

Ich staune, wie Herr Battegay vier Seiten für seine fachlich widerlegten Argumente erhält. Ein wenig stossend ist auch seine Arroganz, mit der er seine Wahrnehmung als die einzig richtige hinstellt. Ich vermisse die «andere Sicht»!  
*Hannes Hallauer, Leimiswil*

Es ist bekannt und anerkannt, dass auch Geimpfte eine Covid-19-Infektion erleiden können. Die Impfung soll jedoch vor einem schweren Verlauf schützen. Deshalb werden so Erkrankte meistens wenige oder keine Symptome haben und diese mit hoher Wahrscheinlichkeit als Nebenwirkung der Impfung betrachten. Sie gehen also ihren normalen Geschäften nach und können nicht wissen, dass sie infektiös sind. Erst wenn sie selbst die Infektion dank ihrem eigenen Immunsystem überstanden haben, wird die Infektionskette gestoppt. So wird vielleicht die von der Politik so stark verhinderte Herdenimmunität doch noch erreicht, mit oder ohne Zertifikat.  
*Elmar Hasler, Glattpark*

In Wuhan verschwand die Wirkung der durch Covid ausgelösten Antikörper in der Regel nach drei Monaten. Die über Fünfzigjährigen hatten eine im Vergleich mit den Jüngeren doppelt so schnelle Antikörper-Abnahmerate. Bei den Ende Januar voll geimpften Bewohnern Israels nahm die Durchbruchrate der Reinfektionen ab Anfang Juli zu. Deshalb bin ich für eine Kapitulation vor dem Virus und für die Nutzung der wenigen Optimierungsmöglichkeiten.  
*Roman Osusky, Altdorf*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



Abimael Guzmán (1934–2021)  
Albert Giger (1946–1992)



Blutbad mit 69 000 Toten: Guerillero Guzmán.

Während die Welt am 11. September den Opfern von Osama Bin Laden gedachte, feierte die peruanische Nation das Ableben des meistgehassten Terroristen des Landes. Innerhalb von zwölf Jahren hatte Abimael Guzmán mit dem maoistischen «Leuchtenden Pfad» das einstige Inkareich in ein fürchterliches Blutbad mit 69 000 Toten und Hunderttausenden von Vertriebenen gestürzt. Nach seiner Verhaftung am 12. September 1992 flaute der Terror schnell ab.

Der ehemalige Philosophieprofessor war während der Kulturrevolution in China ausgebildet worden und wurde als «viertes Schwert der Weltrevolution» (nach Marx, Lenin und Mao) gepriesen. Über die Lehrgewerkschaft Sutep hatte sich der «Leuchtende Pfad» im Zuge der Alphabetisierungskampagnen der 1960er und 1970er Jahre systematisch in den Indio-Gemeinden des Hochlandes eingenistet. Mit dem bewaffneten Kampf verlagerte die sektenhaft abgeschottete Guerilla ab 1980 den Fokus zusehends auf das Kokaingeschäft und den illegalen Raubbau im Amazonasbecken, wo sie bis heute aktiv ist. Die Versklavung ganzer Stämme von Asháninka-Indianern war ein besonders düsteres Kapitel in der Geschichte des «Leuchtenden Pfades».

Guzmáns Verhaftung und eine erfolgreiche Liberalisierung der Wirtschaft verschafften der Regierung von Alberto Fujimori in den 1990er Jahren eine enorme Popularität. 2001 wurde Fujimori jedoch nach skandalösen Korruptions-

affären um den Geheimdienstchef Vladimiro Lenin Montesinos gestürzt. Letzterer landete im Gefängnis, das er selber hatte bauen lassen – neben der Zelle von Guzmán. Beide stammen aus Arequipa und wurden zeitweise von derselben Anwältin verteidigt.

Auch Fujimori sitzt seit 2007 im Gefängnis, wegen Menschenrechtsverletzungen im Kampf gegen den «Leuchtenden Pfad». Die Frage, ob er ein Märtyrer oder ein Verbrecher sei, spaltet seither das Land. Im letzten Juni verlor seine Tochter Keiko Fujimori hauchdünn die Präsidentschaftswahlen gegen den ehemaligen Sutep-Aktivist und Dorfschullehrer Pedro Castillo.

Castillos ideologische und personelle Veredelung mit dem «Leuchtenden Pfad» befeuern Verschwörungstheorien um Guzmáns Tod. Vor allem aber eine Frage treibt die Peruaner um: wohin mit der Leiche? Die Regierung möchte seine Asche im Meer versenken. Doch der Hass ist so gross, dass Castillo-Gegner eine Vergiftung des Pazifischen Ozeans reklamieren.

Eine Grabstätte auf dem Land ist ausgeschlossen. Sie würde von Angehörigen der Terroropfer sofort zerstört. Eine Gedenkfeier würde, so warnte Justizminister Anibal Torres, als «Unterstützung des Terrorismus» eingestuft (Strafandrohung: 15 Jahre Gefängnis). Guzmáns Ehefrau Elena Iparraguirre verlangt nun die Herausgabe des Leichnams. Sie sitzt bereits im Gefängnis, lebenslänglich. Ihre Zelle wäre wohl der sicherste Ort für Guzmáns Asche. *Alex Baur*

Die Olympischen Winterspiele 1972 sind als «goldene Tage von Sapporo» in die Schweizer Sportgeschichte eingegangen. Die Bronzemedaille der 4 × 10-Kilometer-Staffel der Schweizer Langläufer strahlte aber fast noch heller als alle anderen Auszeichnungen. Albert Giger war als Nummer zwei mitten drin in diesem Coup. Allerdings hatte er mit dem feuchten japanischen Schnee seine liebe Mühe. Weil Wisel Kälin aber gut aufpasste, kratzte dieser das falsche Wachs vom Belag und brachte die Schweiz zurück auf Medaillenkurs.

Giger, 1946 in Rhäzüns geboren, wäre eigentlich gerne Eishockeyspieler geworden. Doch seine bescheidene Körpergrösse (1,64 m) stand diesem Traum im Weg. So machte der drahtige Jüngling eine Lehre als Schriftsetzer und fand in Magglingen eher zufällig zum Langlauf. Rasch wurde er erfolgreich. Doch ans Geldverdienen war in dieser Sportart lange nicht zu denken. Selbst die Mitglieder der Nationalmannschaft bezahlten die Ski aus der eigenen Tasche. Den Pullover mit dem Schweizerkreuz musste Giger nach den Rennen jeweils beim Verband wieder abgeben.

Mit der Sensation von Sapporo änderte sich einiges. In der Schweiz wurde ein richtiger Langlauf-Boom ausgelöst. Im Winter danach gingen 120 000 Paar Langlaufski über den Ladentisch. Mehr als je zuvor. Giger, mit fünf Triumphen Rekordsieger am Engadiner Skimarathon, konnte davon profitieren. In St. Moritz eröffnete er eine Langlaufschule und wies unter anderem Prominente wie Niki Lauda oder Vicky Leandros in die richtige Spur. Daneben führte er einen Farbenhandel. Hippolyt Kempf, Olympiasieger in der nordischen Kombination von 1988 und heute Disziplinenchef Ski nordisch bei Swiss-Ski, sagt: «Albert Giger war ein grosses Vorbild und ein Pionier in unserem Sport.» Vergangene Woche endete das Rennen des Lebens für Albert Giger nach längerem Krebsleiden. *Thomas Renggli*



Langlauf-Pionier: Albert Giger.

# Kapitalismus heisst Geben

Der katholische Philosoph Martin Rhonheimer zur Faszination des Wirtschaftswachstums.



**G**rell ist der Kontrast. Hier: das Bild vom Abstimmungskampf-Auftritt der Jungsozialisten in Bern zur 99-Prozent-Initiative: Die SP-Nationalrätin und frühere Juso-Präsidentin Tamara Funicello steht in der Mitte ihres Kampfteams am Mikrofon, vor sich hat sie eine mehrere Meter breite rote Tuchfront aufgebaut mit der Aufschrift «Geld arbeitet nicht, wir schon». Die Botschaft: Nur sozialdemokratisch anerkannte Arbeitskräfte schaffen etwas, Reiche mit ihrem Geld dagegen nicht, diese leben auf Kosten der Arbeitenden. Das eine Prozent der wohlhabenden Kapitalisten nimmt den anderen 99 Prozent das Geld weg, macht die Gesellschaft ärmer, bremst die menschliche Entwicklung, macht die Welt schlechter.

Dort: die Jahreskonferenz der Hayek-Gesellschaft jüngst in Würzburg. Der Schweizer Philosoph, Ökonom und katholische Priester Martin Rhonheimer erhält die Hayek-Medaille für seine Verdienste um einen «Brückenbau zwischen christlicher Soziallehre und der Ethik von Marktwirtschaft und Kapitalismus» sowie «den Aufbau des Austrian Institute of Economics and Social Philosophy in Wien». Was ist Rhonheimers Botschaft? Diese geht unter die Haut: «Kapitalismus ist die Wirtschaftsform des Gebens», sagt er. Wenn Reichtum produktiv eingesetzt werde, entstehe etwas, was sonst nicht entstanden wäre.

Wenn Reiche mit Unternehmmergeist und Einfallsreichtum ihre Mittel so einsetzten, dass Neues entstehe, werde damit zusätzlicher Reichtum erzeugt, für alle. Mehr Güter, bessere Produkte, neue Sachen, frische Ideen, das führe zu höherer Produktivität zum Nutzen aller oder der meisten. Die normalen Leute bekämen immer

mehr für ihr Geld, die Reallöhne stiegen. Es sei frappierend, so Rhonheimer, wie gewaltig nach 1800 mit der Ausbreitung des Kapitalismus die Bevölkerung in Europa gewachsen sei, ohne dass Mangel und Krankheit jemals wieder so brutal zugeschlagen hätten wie früher jeweils. Den Leuten sei es seit Beginn der Industrialisierung immer besser gegangen, Bildungsniveau, Lebenserwartung, Lebensqualität, Wohlstand seien gestiegen, die Arbeitszeit derweil gesunken. Im Gegensatz zu früheren Erfahrungen über Jahrtausende hinweg sei es gelungen, Elend und Hunger weitgehend zu überwinden.

Diese Entwicklung sei massgeblich ermöglicht worden durch Investitionen der Vermögenden, die quasi in Vorleistung gegangen seien, Mittel vorgestreckt hätten, damit sich Projekte verwirklichen liessen. Also: Kapitalismus als Wirtschaftsform des Gebens, als produktiv verwendeter Reichtum. Rhonheimer sagt, die Grundlage des Wirtschaftens und des Wachstums bestehe eben nicht nur im Tausch nach den Ideen von Adam Smith, sondern vor allem auch im Hergeben von Kapital, um neue Ideen umzusetzen, die Welt zu verändern. Apple-Mitgründer Steve Jobs wollte, so heisst es, eine Delle ins Universum schlagen.

Viele werden einwenden, das sei eine verklärte Darstellung des Kapitalgebers. Aber in der Realität hat sich diese Sichtweise unterschwellig eigentlich quer durch die ganze Wirtschaft, Gesellschaft und auch in der Alltagssprache verankert. Woher wissen die angestellten Arbeitstätigen, was sie tun sollen? Wer sorgt dafür, dass sie ihre Arbeitskraft sinnvoll einsetzen und einen Lohn dafür erhalten? Es ist der Arbeitgeber, also der Unternehmer, der das Kapital mitbringt und

die Arbeit gibt. Die Form des Gebens. Steve Jobs' Apple-Konzern gibt 150 000 Personen Gelegenheit zum Arbeiten. Auch die Linken sagen Arbeitgeber.

## Löhne frisch ab Notenpresse

An vielen Stellen regen sich Kräfte, die eine stärkere Inflation wachkitzeln könnten oder möchten. Besonderes Interesse daran haben die Notenbanken. Die Europäische Zentralbank (EZB) hat sich für ihre Geldpolitik seinerzeit eine Inflationsrate von maximal 2 Prozent, dann von exakt 2 Prozent als Ziel gesetzt. Lange Zeit war die tatsächliche Inflation immer darunter, da konnte man das 2-Prozent-Ziel als Vorwand nutzen für die exzessive Geldpolitik. Jetzt ist die Euro-Inflation leicht über den 2 Prozent, und nun heisst es, die EZB dürfe füglich überschüssigen und das nachholen, was früher nicht ausgeschöpft wurde. Der Spass des Gelddrückens, der muss bleiben.

Und es kommen neue Gelüste hinzu: Ökonomen oder die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich schlagen vor, man sollte auch die Lohnpolitik einsetzen, um den Preisauftrieb anzuregen. Das hiesse, mit staatlicher Hilfe Abmachungen über koordinierte Mindestlöhne und Lohnsteigerungen auf breiter Front, quer durch die Euro-Zone, auf den Weg zu bringen: Euro-weite Lohn- und Einkommensplanung. Vor Jahren ist die Grenze zwischen Geldpolitik und Finanzpolitik verschwommen, Notenbankgeld finanziert zunehmend Staaten. Jetzt denkt man an die Vermengung mit den Arbeitsmärkten. Es wird um die Schweiz herum immer wilder.



---

---

# LITERATUR UND KUNST

---

Herausgegeben von Daniel Weber

Philipp Sarasin schreibt  
ein Buch über das Jahr 1977  
– wie Jean-Marie Durand  
schon vor ihm. Ein Zufall?  
*Jürg Altwegg, Seite 56*



*Schattenreich unter einem Himmel der Melancholie.*

**Hans Emmenegger, Kahler Hügel, 1906** – Des Malers Emmeneggers Leben ist eines der eher seltenen Beispiele dafür, dass Kunst nicht immer grosse Tragödien braucht, um tatsächlich Kunst zu sein; keine übermässige Nähe des Todes, keine Krankheiten, keine Süchte, keine neurotischen Lieben, keine unüberbrückbare Entfremdung, keine Armut. Emmenegger (1866–1940) war ein Vertreter des Innerschweizer Bürgertums, er sammelte Briefmarken, Mineralien und Fossilien, war Vorstandsmitglied der Luzerner Kunstgesellschaft und fiel nirgends anstössig auf.

Er lebte in Wohlstand, erbte das Anwesen seines Vaters, in das er 27-jährig einzog und

dort für immer blieb, alleine, als Junggeselle, es war wie ein Schattenreich unter einem Himmel der Melancholie, die keiner so vereinnahmend ins Bild setzen konnte wie er. Nicht dass er so unglücklich gewesen wäre, dass er eine Todessehnsucht verspürt hätte. Dafür war er zu sehr mit Bürgerlichkeit geimpft. Und er hatte Arnold Böcklin, den er so vergötterte, dass er zu den Schauplätzen von seinen Bildern im Tessin und in Italien reiste, und dessen Kopist er wurde. Da war, später, das Licht seiner Freunde, der Malerinnen wie Hodler, Amiet, Valloton oder Giacometti, deren Werke er kaufte und die ihn mit ihrem

Schaffen gleichzeitig der Melancholie entfliehen und zu ihr hinziehen liessen.

Nur einmal in seinem Leben konnte er über seinen eigenen Schatten springen, sich lösen von seinen Fundamenten, sich befreien von seinem verinnerlichten Schweizer Bürgertum, diesem temperierten, von der groben Unbill der Welt geschützten Gewächshaus, das die Erde vom Himmel trennt. Er zerstörte viele seiner Bilder, sie waren ihm zu statisch geworden, er sehnte sich nach jener Freiheit, die Bewegung geben kann. Fortan malte er Bewegungsabläufe. Und doch bewegte er sich weiter an Ort und Stelle. *Michael Bahnerth*

# Höllengefeuer der Liebe

700 Jahre Dante Alighieri:

Was für ein Mensch verbirgt sich hinter dem Autor der 14 233 Verse der «Göttlichen Komödie»?

Heimo Schwilk

---

Kurt Flasch: Einladung, Dante zu lesen.  
Fischer TB. 496 S., Fr. 17.90

---

**W**ie wurde Dante Alighieri der grösste Dichter des Mittelalters, der in seinem Werk das gesamte theologisch-philosophische Wissen seiner Epoche bündelte? Wie konnte es ihm gelingen, bis heute unser Bild von Himmel und Hölle zu prägen?

Dante faszinierte Maler wie Salvador Dalí sowie Poeten wie Ossip Mandelstam, Jorge Luis Borges und T.S. Eliot. Auf ihn bezogen sich Pier Paolo Pasolini, Italo Calvino und Seamus Heaney. Auch in Deutschland ist Dantes Wirkung unübersehbar. Stefan George und Rudolf Borchardt legten Übersetzungen einzelner Gesänge der «Göttlichen Komödie» vor. Wichtigster Vermittler ist bis heute Ernst Robert Curtius geblieben. Curtius beschrieb Dante nach dem Krieg als Brückenbauer zwischen der antiken und der mittelalterlichen Kultur, erkannte in ihm den Stifter europäischer Kontinuität. Neu erschlossen hat ihn der grosse Philosophiehistoriker Kurt Flasch.

## Wege der Läuterung

Doch trotz der uferlosen Dante-Forschung, die 1351 mit der Dante-Biografie des Zeitgenossen Giovanni Boccaccio beginnt, bleibt die Figur des italienischen Dichters bis heute seltsam blass. Das hat nicht allein mit der dünnen biografischen Quellenbasis zu tun. In Dantes Dichtung ist das Autobiografische so feinmaschig mit dem Mythologischen, Philosophischen und Historischen verknüpft, dass der Leser an keiner Stelle weiss, wo sich der Autor selbst verbirgt.

Fanatiker Ehrgeiz und ein unbedingter Aufstiegs willen begleiteten Dante durch alle Phasen seines Lebens. Bevor er zum Dichter wurde, wollte er in seiner Heimatstadt Florenz als Politiker reüssieren, um seine Herkunft aus dem niederen Adel vergessen zu machen. Seine politische Ambition wurde ihm jedoch zum Verhängnis. Im November 1295 wurde er in den städtischen Ausschuss «Consiglio di credenza» gewählt, nach sechs Monaten in den «Rat der Hundert». Die

Wahl zum Prior, eine Art Senator, zwang ihn, sich auf eine Seite zu schlagen, um an der Macht teilzuhaben.

Dante entschied sich für die «weissen Guelfen», die Papstgegner. Sein hitziges Temperament und sein aus einer breiten Bildung erwachsenes Selbstbewusstsein machten ihn in den Augen seiner politischen Gegner zum gefährlichen Konkurrenten. 1302 wurde Dante in Abwesenheit zum Tode verurteilt und floh nach Verona. Aus Verzweiflung über seine Vertreibung wurde der Politiker zum Dichter.

So ist die «Commedia» ein Werk der Verbannung, geschrieben im Zorn über das Schicksal des von seiner Vaterstadt verfolgten Autors, der sich verkannt fühlte. Heute würde man sagen, der von der Politik Enttäuschte stellte sein Insiderwissen mit der Absicht ins Internet, einen moralischen Shitstorm auszulösen. Dante genoss es, über seine einstigen Gegner Boshafes zu verbreiten, sich zu rächen. Die «Göttliche Ko-

## *Dantes eigene Verirrungen sind im Schicksal der Verstossenen gleichsam gespiegelt.*

mödie» ist ein Produkt der florentinischen Krise, ein ethisch-politischer Aufruf, die Zerwürfnisse in Italien zu beenden, der Uneinigkeit der toskanischen Stadtstaaten und der Korruption der Kirche entgegenzutreten, um Italien zu einen.

Trotz dieser politmoralischen Mission ist die «Commedia» ein zutiefst persönliches Werk, in dem Dante seine Leidensgeschichte allegorisiert: den Schmerz, vertrieben worden zu sein, und die Sorge um die Zukunft der eigenen Familie. Das Inferno, das in seiner Dichtung so plastisch und grausam wie nie zuvor beschrieben ist, bedrohte auch Dante selbst. Damit verknüpft die «Commedia» die persönliche Sinnkrise mit einem politisch-theologischen Programm, ja einer Gesamtdeutung des Universums.

Dantes Werk atmet den Geist einer subtilen Selbstrechtfertigung. Der Dichter entwirft die Vision einer jenseitigen Welt, in welcher der Mensch mit Strafen, Bussen und Belohnungen

für sein irdisches Handeln konfrontiert wird: Die Wanderung unter Führung des Dichters Vergil führt Dante ins Inferno, zum Läuterungsberg und schliesslich mit Beatrice – eine verklarte Allegorie seiner unerreichbaren Jugendliebe – in den Himmel. Über jeweils neun Stufen gewährt die Wanderung Einblick in das dunkle Reich der Strafen und in die Wege der Läuterung zu einem immer höheren Mass von Tugend und Seligkeit.

In der Hölle werden die Verdammten nach der Art ihrer Sünden bestraft. Je grösser die Schuld, desto tiefer der Platz im Höllenschlund. Im zweiten Kreis befinden sich die Sünder aus Fleischeslust, die unglücklich Liebenden. 600 Personen werden aufgeführt, einige Zeitgenossen Dantes, die Mehrzahl mythologische oder historische Gestalten, Päpste und Kaiser, Dichter und Künstler. Alles wird aus der Sicht des Sympathisanten der weissen Guelfen in Florenz dargestellt. Der Dichter verweist von den sechs Päpsten, die er erlebt hat, fünf in die Hölle. Sämtliche Kleriker sind «porci», Schweine. Lange vor Martin Luther erwies sich Dante als scharfer Kritiker Roms, der eine radikale Reform der Kirche und den Verzicht auf weltliche Macht forderte.

Eine letzte Steigerung erfährt die Darstellung der Höllenqual im neunten Kreis. Dort wird das grausame Schicksal des verräterischen Grafen Ugolino della Gherardesca erzählt. Dann steigt Dante in einer dreitägigen Wanderung zur südlichen Erdhälfte auf, wo sich der Läuterungsberg aus dem Ozean erhebt. Im Schlaf wird der Dichter zur Pforte des Purgatoriums getragen. Auf dem Weg über sieben terrassenförmige Stufen werden die Todsünden abgebusst: Hochmut, Neid, Zorn, Trägheit, Habsucht, Schlemmerei und Wollust. Dann erreicht Dante das Paradies, der Führer Vergil verabschiedet sich. Es erscheint Beatrice, und sie beginnt mit Dante den grossen Flug ins Lichtmeer des Himmels, ein Abbild des ptolemäischen Weltbildes: sieben rotierende Planetenhimmel, ein Fixstern und der darüber liegende Sitz der trinitarischen Gottheit, der Heiligen, Kirchenväter und Propheten.

Das Gegenbild zum rachsüchtigen Dichter ist eine weibliche, mit weichem Stift gezeichnete Gestalt: Beatrice erlöst Dante, sie ist der Inbegriff



Fanatischer Ehrgeiz: Dichter Dante.

von Tugend, Schönheit und Weisheit, die Allegorie der Philosophie. Die «Commedia» schildert den Aufstieg einer verirrtten Seele zum Licht der göttlichen Weisheit, die alle Erkenntnisse von Theologie und Philosophie in sich vereint. Das Werk ist die Selbsterlösung eines Dichters, der aus dem irdischen Paradies vertrieben wurde.

### Zeit der Zerrissenheit

Trotz aller Rachsucht und der moralischen Erhebung über seine Gegner ist Dante selbstkritisch. Insofern ist der Gestus des Dichters höchst modern. Dantes eigene Verirrungen sind im Schicksal der Verstossenen gleichsam gespiegelt. In der Figur der Beatrice entwirft er das Bild einer höheren, geistigen Wirklichkeit, die von allem Erdschmutz gereinigt ist. Beatrice ist die Anima von Dantes eigener Doppelseele aus Ruhmsucht und Erkenntnisleidenschaft, aus Selbstvergottung und Sehnsucht nach Gott.

Vom ersten Moment an, als er die schöne «Bice» als neunjähriges Kind erblickte, löste das «Engelsgeschöpf» in ihm die Leidenschaft nach Selbstreinigung aus, die zum Hauptmotiv seines Handelns wurde, immer bedroht von einem übermächtigen Ego. Beatrice, die Beseligte, die Glückliche, ist die Projektion von Dantes idealem Selbstbild. Im realen Leben war Dante verheiratet. Beatrice, die jung starb, war die Ehefrau des Bankierssohns Simone de' Bardi. Aber diese profanen, aus purem Familieninteresse entsprungene Verbindungen verblassten vor der

religiös aufgeladenen Liebesleidenschaft, wie sie Dante erstmals in seinem Erstling «Vita nuova» beschrieb. Eine Reihe von Frauennamen, mit denen sein Name in den zeitgenössischen Chroniken verknüpft ist, zeigen das Unstete, Suchende von Dantes Wesen. Eine Fioretta, eine Pargoletta und eine Donna Pietri kreuzten seinen Weg. Im 28. Canto des «Purgatorio» wird die schöne und kluge Matelda erwähnt, eine neue, sündenlose Eva. Im Gegensatz zu Beatrice ist Matelda die heitere, natürliche Donna.

Die «Göttliche Komödie» ist eine Feier des Weiblichen. Dante wollte hinter dem Weiblichen das Geistige erkennen: «Die Frau führt den Mann.» Sie verkörpert die Liebe, die Einsicht, das Glück und den Abglanz Gottes. Wie sein Höllenführer Vergil, der seine Mutter preist, steigerte Dante die Anbetung der Frau, die mit der französischen Troubadour-Dichtung in ganz Europa zur Mode geworden war, zur Vergöttlichung seiner «Bice». Die Liebe, die sie in reiner Form verkörpert, wird zu einem anderen Wort für «schöpferischen Hauch». Das Weibliche ist der Urquell, aus dem die Schöpfung strömt.

Der Tod Dantes wird auf den 14. September 1321 datiert. In Italien haben die Feiern im März begonnen. Irritieren dürfte die Tatsache, dass es in Italien keinen genuinen Gedenkort für den toten Dichter gibt. Denn seit Jahrzehnten streiten sich die Städte Ravenna und Florenz um die Überreste von Dante Alighieri. Dante war in Ravenna gestorben. Er selbst hatte sich gewünscht,

in seiner Heimatstadt Florenz begraben zu werden. Aber erst 200 Jahre später besannen sich die Medici-Herrscher darauf, die Gebeine des verstossenen Dichters nach Florenz zu holen.

Doch in Ravenna versteckten Mönche die Überreste Dantes. So blieb den Florentinern nur übrig, ein Schaugrab zu errichten. Jahrhunderte später gelang es ihnen allerdings – aus Anlass des 600. Geburtstags von Dante –, die Oberen von Ravenna zu überzeugen, das dortige Grab zu öffnen. Der Bildhauer Enrico Pazzi, ein glühender Verehrer des Dichters, der 1865 in Florenz ein monumentales Denkmal für Dante schuf, entnahm ihm einige Handvoll Asche und verteilte sie auf sechs Säckchen.

Eines davon soll in die Nationalbibliothek von Florenz gelangt sein. Erst 1999 wurde es bei Aufräumarbeiten entdeckt. Dabei war eine notariell beglaubigte Urkunde, auf der zu lesen steht, dass es sich bei dem Inhalt um «Staub von den Knochen Dante Alighieris» handle. Vier der Säckchen sind bis heute verschollen. Mit einem der angeblichen Relikte ist der Dante-Fluch in die Politik zurückgekehrt. Denn Forscher fanden bereits 1987 in einem Medaillon, das sie auf dem Dach des italienischen Senats in Rom entdeckt hatten, ein weiteres Säckchen. Dessen Verbleib ist ebenfalls rätselhaft. So wandert die Asche Dantes wie Ahasver weiter ruhelos durch ein Land, das sich von seinem grossen Dichter, wie Staatspräsident Mattarella forderte, nationale Identität in einer Zeit der Zerrissenheit erhofft.

# Von der Sprache besessen

Daniel Weber

**Kurt Marti:** Eros. Engagement. Endlichkeit. Museum Strauhof. Bis 21. November

**Kurt Marti:** Wortwarenladen. Urs Engeler. 248 S., Fr. 19.90

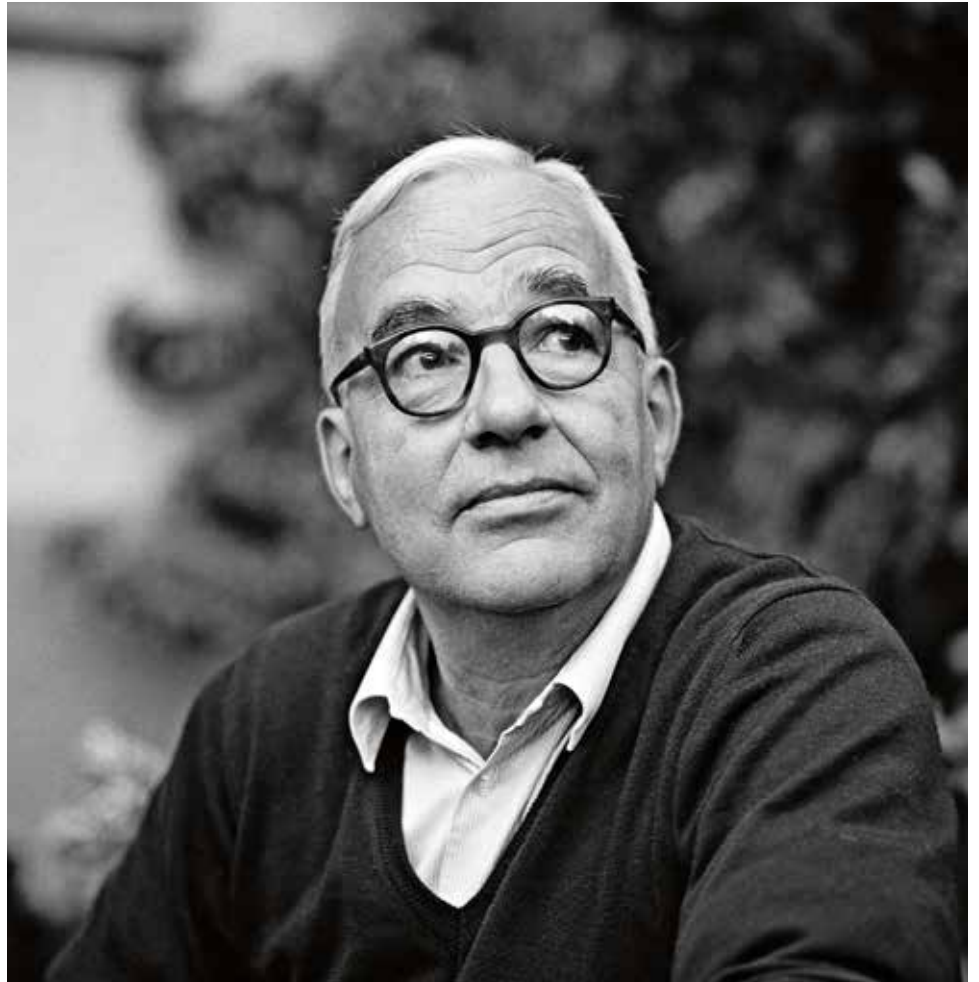
**Kurt Marti:** Hannis Äpfel. Gedichte aus dem Nachlass. Hg. Guy Krneta. Wallstein. 90 S., Fr. 24.90

**Kurt Marti:** Alphornpalast. Prosa aus dem Nachlass. Hg. Stefanie Leuenberger. Wallstein. 104 S., Fr. 23.90

Im Januar wäre Kurt Marti (1921–2017) hundert Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass ist im Zürcher Strauhof eine Ausstellung zu sehen, die den grossen Dichter, engagierten Bürger und scharfsinnigen Pfarrer würdigt; vornehmlich anhand von Gedichten, ergänzt durch Film- und Tondokumente, auf denen der Autor mit seinem wohltonenden breiten Berndeutsch zu hören ist.

Die Stichworte, unter denen er präsentiert wird, sind gut gewählt: Eros, Engagement, Endlichkeit. Zeitlebens hat sich Marti mit der Zumutung des Todes beschäftigt, als Pfarrer und als Lyriker. Sein Bestseller – der Gedichtband «Leichenreden» (1969) – war ein Plädoyer gegen die Konvention der beschönigenden Abdankungsrede, ein beherzter Aufruf zum vitalen Ungehorsam. Von Anbeginn an war Marti ein engagierter Zeitgenosse. Geprägt von der Widerstandstheologie Karl Barths, bei dem er studiert hatte, äusserte sich Marti kritisch zu gesellschaftlichen und politischen Fragen. Unter anderem war er Mitbegründer der «Erklärung von Bern», die sich für die Dritte Welt einsetzte, und Mitbegründer der Schriftstellervereinigung Gruppe Olten. Auch die Kirche sah er in der Pflicht, für Toleranz und Weltoffenheit einzustehen – Anliegen der feministischen Theologie gegenüber war er aufgeschlossen. Sexualität war für Marti nie ein Gegensatz zur Spiritualität. Zärtlichkeit hielt er für eine Tugend; sein theologischer Leitsatz war, dass Gott Liebe ist.

Vor allem aber hatte Kurt Marti ein sinnliches Verhältnis zur Sprache. Das Wort war ihm immer auch Klang, und seine formale Strenge verband er mit sprachspielerischer Leichtigkeit. Seine Gedichte in der «Bärner Umgangssprach» – der erste Band, «Rosa Loui», erschien 1967 – revolutionierten die Mundartlyrik. Der Literaturkritiker Werner Weber stellte fest, Marti habe die Dialekt-



*Gott ist Liebe:* Dichter und Pfarrer Marti.



*Mann der Wörter:* Ausstellung im Museum Strauhof in Zürich.

dichtung mit einem «Meisterschlag aus ihrer Formelstarre befreit». Tatsächlich lesen sich die Gedichte heute noch so frisch wie damals.

*wo chiemte mer hi  
wenn alli seite  
wo chiemte mer hi  
und niemer  
giengt  
für einisch z'luege  
wohi das me chiem  
we me gieng*

Wie besessen Kurt Marti von der Sprache war, zeigt die Ausstellung mit Beispielen aus seinem «Wortwarenladen», der in seinem Nachlass zum Vorschein kam: Eine Sammlung von poetischen Sprachschöpfungen, auf die er bei seiner Lektüre stiess. 5500 Wörter trug er über die Jahrzehnte zusammen, gruppierte sie nach Themenbereichen (von «Weltall» bis «Bekleidung – Schmuck») und tippte sie ab. Man kann lange vor diesen Blättern verweilen – und sich vorstellen, mit welchem Vergnügen Kurt Marti an seiner Schreibmaschine sass, als er die kühnen Wortfindungen seiner Dichterkollegen (am häufigsten vertreten ist Friederike Mayröcker) auflistete.

## Labyrinth des Alterns

Ebenfalls aus dem Nachlass stammen zwei schmale Bände, die dieses Jahr im Wallstein-Verlag erschienen sind: «Hannis Äpfel» (Gedichte) und «Alphornpalast» (Prosa). In den kurzen Prosatexten zeigt sich, was für ein akribischer Beobachter Marti war und wie präzise er zu erzählen verstand.

«Jetzt trappelt er vor mir her, einen halbwegs gefüllten Plastikbeutel in seiner Rechten», heisst es in einer Geschichte über einen

Witwer. «Vor der Bushaltestelle schaut er sich rasch um, nach links, nach rechts und ängstlich, wie mir scheint, als könnten jemandes Blicke ihm folgen. Dann lässt er den Beutel hurtig in den städtischen Abfallbehälter gleiten.» Natürlich weiss der Mann, dass Haushaltsabfälle in den Gebührensack gehören. «Doch wie, wenn die Frau nicht mehr da ist und die Küchenabfälle keinen Kehrichtsack mehr zu füllen vermögen? Wohin mit den Überresten einsamer Frühstücke, trauriger Abendbrote . . .»

In «Letzte Begegnung» lernen wir eine alte Frau und einen alten Mann kennen, beide verwitwet, Nachbarn, die an schönen Tagen gern gemeinsam auf einer Bank am Weihersee sitzen. Sie reden über Belangloses oder schweigen, was ihnen gut gelingt, «weil sie einander mögen». Dann sagt er ihr, dass er nun eine Weile nicht mehr kommen werde, wegen einer Magenoperation. Und sie gehen auseinander. In dieser subtil melancholisch grundierten Prosaskizze zeigt sich Martis Meisterschaft, durch das Beiläufige in existenzielle Tiefen vorzustossen.

Auch die Gedichte sind «im Labyrinth des Alterns angekommen», wie Nora Gomringer in ihrem tiefempfundenen Nachwort schreibt. Unüberhörbar sind darin «die Trauermelodien, die Alterseufzer, das schwere Atmen, der Sehnsuchtsabendhauch».

Besonders bewegend ist das Langgedicht «Hanni», in dem Kurt Marti den Tod seiner Frau beklagt, die ihm fast sechzig Jahre lang Partnerin, Geliebte und Muse war. In einer Strophe heisst es:

*Bei dir war ich gerne ich.  
Jetzt aber und ohne dich?  
Wär' ich am liebsten  
Auch ohne mich.*

Zehn Jahre hat Kurt Marti die Liebe seines Lebens überlebt. Geschrieben hat er nicht mehr.

## Zwei Brüder aus Deutschbaselitz

*Bernadette Conrad*

Lukas Rietzschel: Raumfahrer.  
DTV. 288 S., Fr. 31.90

Ein trister Ausblick ist es, zu dem Jan Nowak heimkommt, wenn er seinen Dienst im Krankenhaus absolviert hat. Rechts und links der Sichtschutz zu den Nachbarhäusern, nach vorne raus die Laderampe des dänischen Bettenlagers. Manchmal geht Jan mit dem Vater noch eine Pizza essen, irgendwo zwischen Kamenz und Deutschbaselitz, Sach-

sen, wo sie leben. «Wo vorher Kleinstädte entstanden waren [...] standen jetzt zwei Kästen wie übriggebliebene Dominosteine, die noch nicht umfallen wollten. Die zwei Riesen, so hiessen sie. Oder «Erichs Rache», so nannten sie die Leute aus den Einfamilienhäusern, weil sich am Nachmittag die Schatten der Blöcke über die Gärten und Carports legten. Dreissig Jahre Wiedervereinigung und keiner der ehemaligen Nachbarn war wiedergekommen.»

Jan ist im Wendejahr geboren und in einer Landschaft aufgewachsen, wo jeder Stein Vergangenheit zu atmen scheint. Schon die Ausflüge mit den Eltern als Kind hatten ihn so sehr in fremde Erinnerungen geführt, dass der eigene junge und frische Blick wie von Anfang an verwehrt schien. «All die Fabriken, all diese Arbeitsorte, Stahl, Beton und Backstein, und nirgends sah Jan einen Arbeiter. Nur alte Männer, die ihn umherführten und erzählten, wie das mal war, da an dieser Werkbank, dort in der Kantine.» Jan, der doch jung ist und das vor allem mit Karolina, der jungen Ärztin aus dem Krankenhaus, auch sein möchte, wirkt wie ein mitunter fast tranceartig willenlos durch die Handlung treibender Held, betäubt von allzu viel ihm unbekannter Vergangenheit.

Dass es aber nicht nur Verluste sind, von denen die Menschen um ihn herum gezeichnet sind, sondern auch gärende Geheimnisse und nie aufgelöste Zusammenhänge, beginnt er erst zu ahnen, als der Mann im Rollstuhl, Thorsten Kern, den er im Krankenhaus zu den Behandlungen schiebt, ihm einen Karton mit Papieren aufdrängt, der, wie er sagt, für Jan bestimmt sei.

Nicht nur Jan, auch die Leserin versteht lange nicht, was die Nowaks mit den Kerns zu tun haben. Dass die Geschichte fast ausschliesslich im Imperfekt erzählt ist, macht es schwierig, die Zeitebenen zu sortieren. Da sind die Brüder Günter (Thorstens Vater) und Georg Kern, Kriegskinder, zwischen die sich 1961 die Mauer geschoben hatte. «Ich weiss noch, wie Vati und die ganzen anderen Männer aus Deutschbaselitz aus dem Krieg kamen», hatte Georg vorher seinem jüngeren Bruder beschrieben. «Es muss doch möglich sein, sich von einer Ideologie zu lösen, ohne in die nächste reinzuschlittern. Was ist denn das für eine Gesellschaft, die von einer Ideologie in die nächste rutscht?»

### Der grosse Abwesende

So lässt Lukas Rietzschel in seinem Roman Georg Kern sprechen, aus dem dann im Westen der berühmte Maler Georg Baselitz wird. Mit ihm und seinem künstlerischen Werk, das sich an Krieg und Nazi-Ideologie abarbeitet, legt Rietzschel jene vertikale Zeitlinie durch den Roman, der entlang sich der junge Protagonist Jan durch die rätselhafte Vergangenheitslast seines Lebens tastet und gegen die er sich wehrt.

Denn da ist ja vor allem auch seine Mutter, die Jan schon als Schüler nach und nach an den Alkohol verlor und schliesslich daran sterben sah.

Spannend am Roman des erst 27-jährigen, in Sachsen aufgewachsenen Autors Rietzschel ist in erster Linie Jans Blick, die in all ihrer Verstörung luzide und scharfe Wahrnehmung eines Landes – der DDR –, das es nicht mehr

*«Was ist denn das für eine Gesellschaft, die von einer Ideologie in die nächste rutscht?»*

gibt und das dennoch auch für einen Nachgeborenen überall mit Händen zu greifen scheint. Günter Kern, die zweite Hauptfigur des Buches, steht im Roman beispielhaft für eine von gleich zwei Diktaturen gewaltsam verstörte Biografie.

Aber was haben sie miteinander zu tun, diese beiden Helden? Wieso hat Rietzschel sie in seiner Geschichte zusammengespannt? Das sich



*Springende Perspektive:*  
Autor Rietzschel.

gegen Ende auflösende Rätsel beantwortet diese Fragen nur auf Plot-Ebene. Und auch wenn hie und da auf Baselitz' berühmte «Helden»-Bilder eingegangen wird, erschliesst sich kein innerer Grund, warum es Georg Baselitz, den grossen Abwesenden mit prominentem Namen, im Romangeschehen braucht. Sprachlich drückt sich das Fehlen des inneren Zusammenhangs in einer unerklärlich zwischen Jan, Günter und auktorialem Erzählen hin und her springenden Perspektive aus.

Der Versuch, das Thema Ideologie über drei Generationen zu spannen, droht immer wieder den guterzählten Roman zu überfrachten und in zu viele Geschichten zu zerstreuen. Jede für sich ist spannend; jede hat es in sich. Aber die Konzentration auf eine von ihnen hätte dem Roman besser getan.

## Zweimal 1977

Jürg Altwegg

**Philipp Sarasin:** 1977 – Eine kurze Geschichte der Gegenwart. Suhrkamp. 502 S., Fr. 46.90

**Jean-Marie Durand:** 1977 – Année électrique. Laffont. 281 S., Fr. 31.90

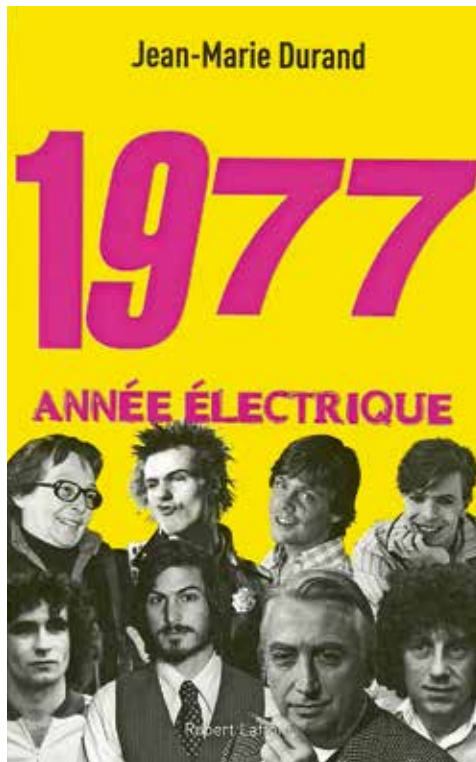
«Du hast 1977 nichts gesehen. Nichts.» Jean-Marie Durand eröffnete seinen Rückblick mit einer Anspielung auf Marguerite Duras' «Hiroshima mon amour»: «Aber was hätte man überhaupt sehen und verstehen können? Die Jugend profitierte von den in den sechziger Jahren erlangenen Freiheiten. Schrittweise vereinigte sich Europa im Frieden und als Versprechen eines reichen und besänftigten Kontinents. Alles war gelassen und ruhig. Scheinbar.»

Auch Philipp Sarasin hatte nichts gesehen, nichts gehört, nichts gemerkt: «Im April 1977 war ich ein paar Tage in London und brachte das Kunststück fertig, nichts von der Punk-Explosion mitzubekommen.» Im Sommer verbrachte er ein paar Wochen in der Türkei. «Was ich vom «Deutschen Herbst» sah, verwirrte mich.» Der Zwanzigjährige las Ernst Bloch, Bakunin, die Bibel und Louis Althusser: «Dass es in Paris noch andere interessante Philosophen gab, war mir nicht aufgefallen, und Computer interessierten mich nicht.» Genauso frivol wie der französische Journalist Durand, der damals stellvertretender Chefredaktor beim Kult- und Zeitgeistmagazin *Les Inrockuptibles* war, kokettiert der Schweizer Geschichtswissenschaftler mit der eigenen Blindheit.

### «Ich kenne es schlicht nicht»

Wann und wie es zur Erleuchtung kam, lässt Philipp Sarasin offen. Er hat dem verkannten Jahr sein Buch gewidmet, das auf Platz eins der Sachbuch-Bestenliste steht. Im Vorwort bedankt sich der Autor bei vielen Helfern unter anderem für ihren «Spürsinn bei der Recherche». Ganz besonders bedankt er sich bei seiner «Frau und Historikerkollegin» Svenja Goltermann: «Nicht nur für die Geduld, mit der sie meine Geschichten zu 1977 anhörte, sondern vor allem für das Wissen, das sie mit mir teilte.» Die Universität Zürich gewährte ihm «ein ausserplanmässiges Forschungsfreisemester», ohne das die «Konzentration auf das Manuskript» nicht möglich gewesen wäre.

Als ich eine Rezension von «1977» las, hatte ich den Eindruck, Sarasins Buch längst zu kennen. «1977 wurden die Raumsonden Voyager 1 und 2 ins All geschossen (die als bisher einzige menschliche Artefakte 2012 und 2018 den interstellaren Raum erreicht haben), wurde in Paris das Centre Pompidou eröffnet und in Kalifornien der Personal Computer Apple II lanciert – doch weder Zeitgenossen noch in der Regel



Ein Jahr, zwei Bücher: Auffällig viele Analogien.

Historikerinnen und Historiker stellen sich die Frage, warum das alles gleichzeitig geschah.» Es folgen Jimmy Carter und die Menschenrechte, der «Tag der Frau», Hip-Hop und Punk, die «Neuen Philosophen» in Paris und die «Offensive 1977» der RAF-Terroristen in Deutschland. So steht es in der Einleitung.

Raumfahrt, Architektur und Apple, Pop und Apokalypse, Philosophie, Postmoderne, der «Krieg der Sterne» («Star Wars») und das Ende der Revolution: Philipp Sarasins Vor-

### Warum kommt Durands «1977» in Sarasins «1977» nicht vor? Haben seine Rechercheure geschlampt?

wort liest sich wie die Zusammenfassung von «1977. Année électrique», das 2017 in Paris erschien. Jean-Marie Durand hatte sich die Frage, «warum das alles gleichzeitig geschah», gestellt. Und sie in genau den ausschweifenden Dimensionen und Zusammenhängen, in die sich Sarasin begibt, beantwortet. Auch scheinbar unbedeutende Details finden sich bereits bei Durand.

Ich nahm mit Sarasin Kontakt auf. Seine Antwort überraschte mich so sehr, wie ihn meine Anfrage überrascht hat: «Ich höre hier wirklich zum ersten Mal von diesem Buch. Ich kenne es schlicht nicht, habe es nirgends erwähnt gesehen.» Er selber befasste sich seit 2015 mit 1977.

Es mag ja sein, dass nach dem Anfang auch die anderen Analogien rein zufällig entstanden sind. Durand beschliesst sein Buch mit einer Chronologie der wichtigen Daten. Sie liest sich



wie eine Liste der Stichworte zu Sarasin, der seiner Einleitung drei Daten voranstellt. Das erste Datum erinnert an den Zusammenstoss zweier Jumbos am 27. März – bei Durand steht es mit dem nicht ganz unwesentlichen Hinweis, dass es sich beim Crash um den grössten Unfall der Zivilluftfahrt handelte. Das dritte Datum verweist auf den Tod von Charles Chaplin am 25. Dezember, dem Durand seinen Epilog widmet. Mit diesem Schluss gehen bei Durand die modernen Zeiten zu Ende. Er erwähnt auch Roberto Rossellini – der Regisseur des Films «Germania anno zero» war ebenfalls im Verlauf des Jahres gestorben. Durand ruft das «Jahr null» unserer Gegenwart aus, deren «kurze Geschichte» Sarasin von diesem Anfang an erzählt.

### Ermüdende Fülle

Chaplin kommt bei ihm nicht mehr vor, doch der Nachruf wird zum Prinzip: «Fünf Nekro-



«Wenn Sie jetzt noch das Wachstum auf unser Unternehmensziel ausrichten könnten, Beck...»

loge: Zu Methode und Aufbau des Buchs.» Das Kapitel über den «Herbst der Revolution» beginnt wie bei Durand sinnvollerweise mit der Erinnerung an den deutschen Philosophen Ernst Bloch und dem Abgesang auf dessen «Prinzip Hoffnung». Die Todestage von Anaïs Nin und Jacques Prévert hat Durand erwähnt. Sarasin ergänzt seine Nekrologe mit Fannie Lou Hamer und Ludwig Erhard.

Philipp Sarasin hat ganze Arbeit geleistet – das ist nicht nur ironisch gemeint. André Gorz erwähnt er genauso am Rande wie Durand. Beide thematisieren den Anfang der «Autofiktion» in der Literatur als Schlüsselereignis der Epoche: Sie begann mit Serge Doubrovskys Roman «Fils». Sarasin spinnt den Faden mit Bernward Vespers «Die Reise» weiter. Weder der Voyager-Trip ins Ausserirdische noch die Apple-Saga oder der legendäre Auftritt der «Neuen Philosophen» in der TV-Sendung des französischen Literaturpapsts Bernard Pivot sind Durands geistiges Eigentum, Sarasin erzählt sie durchaus autonom. Aber alles zusammen? Die Fokussierung auf 1977? Die allzu französische Abschnitte bei Durand lässt er weg. Dafür widmet er viel Aufmerksamkeit dem Geschehen in Deutschland.

Die Fülle des Materials, das er ausbreitet, ist etwas ermüdend. Er bringt auch durchaus eigene Aspekte ein. Zum Beispiel den Beitrag seiner Frau zur Geschichtsschreibung der Opfer. «Erst um die Mitte der Siebzigerjahre begannen Viktimologinnen und Viktimologen, einen Opferbegriff zu entwickeln, der Opfer von Gewalt, von Umweltkatastrophen, von technologischen Entwicklungen und von rassistischer Diskriminierung als schuldlos und passiv konzipiert.»

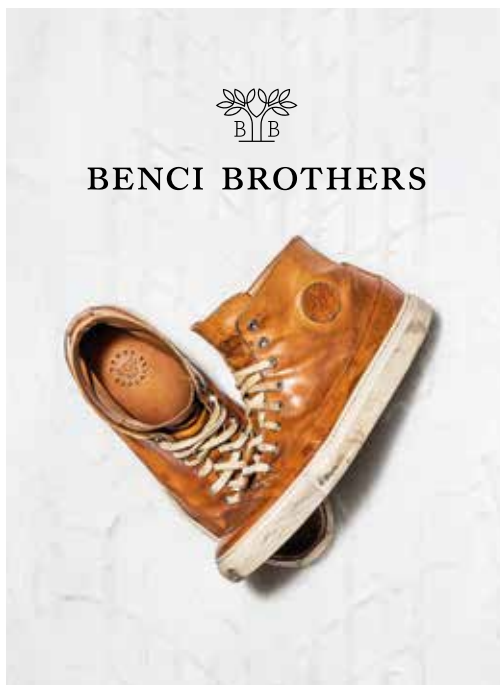
Sarasin hat zweifellos keinen einzigen Satz abgeschrieben. Keinen Abschnitt aus Wikipedia kopiert. Jede Quelle scheint er zu belegen. Warum aber kommt Durands «1977» in Sarasins «1977» partout nicht vor? Haben seine Rechercheure geschlampt, hat ihr gelobter Spürsinn versagt? Wie konnte es dem Autor, der sich in Frankreich bestens auskennt, entgehen? Zwei Seiten hatte *Libération* dem Buch gewidmet, es ist lieferbar. Als «herrlichen Essay, der auch noch elegant geschrieben ist», lobte *Le Monde* das Werk. Das Centre Pompidou widmete ihm eine Veranstaltung. Neben Durand nahmen François Cusset, ein Spezialist der «French Theory», und Julia Kristeva teil – die als Figur der Postmoderne so wichtig ist, dass sie auch von Sarasin zitiert wird.

Es ist höchst irritierend, Sarasins «1977» nach Durands «1977» zu lesen. Angesichts ihrer geistigen Wahlverwandtschaft und gemeinsamen Schwerpunkte wirkt Sarasins ellenlange, umfassende Danksagung, die wirklich keinen zu vergessen scheint, befremdlich. Auch die 65 Seiten Anmerkungen lesen sich wie ein Ablenkungsmanöver: tausend Details, mit denen

die wahre Quelle zugedeckt wird. Kam der zündende Funke aus Durands «elektrischem Jahr», wie es sein Untertitel treffend benennt? Es wäre keine Schande, ein Buch als Ursprung einer «Obsession» zu nennen. Eine Fussnote, ein knapper Dank in der langen Liste, ein Hinweis hätte jeglichen *soupçon* von vornherein aus dem Weg geräumt – das gepriesene eigene Werk aber unweigerlich als ziemlich akademische, überladene Darstellung einer Epoche erscheinen lassen.

### Ernüchternder Vergleich

«Sarasin betreibt Geschichtsschreibung, wie sie sein sollte», zitiert Suhrkamp im Pressespiegel einen Kritiker. Die *Zeit Wissen* wünscht sich eine «bebilderte Ausgabe dieses unerhört anregenden Buchs». Der *Tagesspiegel* schwärmt



von «einem der aussergewöhnlichsten historischen Bücher der jüngsten Zeit. Es ist zugleich banal und intellektuell.»

Doch Philipp Sarasin ist nicht der Entdecker des Jahres 1977, mit dem fortan die Geschichtsschreibung der Gegenwart beginnen muss. Das ist der Anspruch, den der Autor an sein Buch stellt. Durchs Band weg schwärmen die Rezensenten von seiner Originalität und Umsetzung. Der Vergleich indes fällt ernüchternd aus: Sarasins Ansatz, seine Methode, die Ausweitung der Beobachtung, die zündende Idee sind die gleichen wie bei Durand. Durand hat den «Zusammenhang der Gleichzeitigkeiten» aufgezeigt und die «Zwischenräume der Zeit» erschlossen. Kühn, frech, unkonventionell, überraschend. Ein Kritiker pries Sarasin für seine geniale Verknüpfung von «aberwitzigen Nebensächlichkeiten» und «grossen Thesen». Das Lob gebührt Jean-Marie Durands «1977».



## Die Bibel

### Jesus und Machiavelli

*Jesus aber rief die Jünger zu sich und sprach: Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker unterdrücken und die Grossen ihre Macht gegen sie einsetzen. Unter euch soll es nicht so sein (Matthäus 20, 25 f.).* – Jesus zeichnet hier ein Bild der Politik, das heute unter dem Namen Machiavellismus verpönt ist. Der florentinische Politiker Machiavelli beschrieb um 1500 die Handlungsmaximen eines politisch erfolgreichen Fürsten. Sie lesen sich wie das Handbuch eines Despoten. Eben so soll es in der christlichen Gemeinde nicht zugehen. Umgekehrt fordert Jesus aber nicht, dass es in der Politik so zugehen müsse, wie es in der Kirche zugehen soll. Er misst die Politik nicht an falschen Massstäben. Nach den Weltkriegen ist ein Anti-Machiavellismus beliebt geworden, der sich auf hehre Ideale beruft. Er begründet militärische Eingriffe nicht mit der Staatsräson, sondern moralisch, allenfalls als Strafexpeditionen. Der neo-liberale Ökonom Wilhelm Röpke wies allerdings schon in den fünfziger Jahren darauf hin, dass hochtrabende Prinzipien wie etwa das «Selbstbestimmungsrecht der Nationen» das empfindliche Gleichgewicht der Staaten zerstören und Schlechtes durch noch Schlimmeres ersetzen können. Vermutlich braucht ein verantwortungsvoller Herrscher eben doch ein gesundes Mass Machiavellismus als Gegengift gegen naive Illusionen. Solche führen nämlich leicht dazu, dass man die Ziele verfehlt, die Bemühungen abbricht und damit einer Skrupellosigkeit den Weg bereitet, die dem Florentiner ein Graus wäre. Ein grosser Staatsmann ist weder ein menschenfeindlicher Despot noch ein moralischer Superman. Er tut, so Montesquieu, anderen Ländern im Frieden Gutes und im Krieg möglichst wenig Schlechtes. Der Geist Christi kann die Dunkelkammern der Politik aufhellen. Aber nur deshalb, weil er sie nicht beherrschen will.

*Peter Ruch*

# Ein Hauch von Babyseife

Als Chanel No 5 vor hundert Jahren entstand, war es der strahlende Geruch der Zukunft. Heute ist das Parfüm der perfekt bewahrte Duft der Vergangenheit.

Tania Sanchez

Was bedeutet es, wenn ein Parfüm hundert Jahre auf dem Markt ist? Natürlich kann es nicht mehr exakt dasselbe sein, und das sage ich nicht wegen der «Hautchemie». Man kauft nie zweimal denselben Flakon (Pardon, Heraklit). Seit 1921, als eine Pariser Modemacherin beschloss, als Weihnachtsgeschenk für ihre hundert besten Kundinnen ein Parfüm anfertigen zu lassen (sie benannte es nach ihrer Glückszahl), hat sich die Welt tiefgreifend verändert und mit ihr alle Parfüms.

Viele, wenn nicht die meisten, die noch Jahrzehnte nach ihrer Markteinführung produziert werden, überleben (wie Madonna), indem sie Verpackung und Inhalt ständig verändern, um interessant zu bleiben. Aber Chanel No 5 ist gewissermassen die Helen Mirren der Parfümwelt. Indem es sich mit den Jahren immer nur ein bisschen aufhübscht und selbstbewusst sein Alter präsentiert, ist es bis auf den heutigen Tag eine weltweit verehrte Schönheit.

## Geist der 1920er

In einer Branche, die bekannt ist für Ruppigkeit, Launenhaftigkeit, Pfennigfuchserie, Lügen und Überheblichkeit ist das eine spektakuläre Leistung. No 5 ist eines der letzten Artefakte der Moderne. Wo sind heute – abgesehen von den grossen Parfüms aus dem Hause Guerlain – seine Zeitgenossen? Die Düfte von Ernest Daltroff, dem Chefarfümeur von Caron (Narcisse Noir, En Avion, Tabac Blond), waren nicht mehr zu erkennen, als ich ihnen das letzte Mal in einem Geschäft begegnete. Bei Coty, bei dem fast alle modernen Parfüms erfunden wurden, liess die Qualität seiner namhaften Düfte schon vor langer Zeit nach. Und da die Seele von Guerlains glorreicher, üppiger Vulgarität – Samt, Quasten, Gold – ein für alle Mal der Belle Epoque gehört, ist es einzig Chanel No 5, perfekt verpackt in unverändert minimalistischem Schwarzweiss, das den Geist der 1920er bewahrt.

Gabrielle Chanel (die uns mit ihrer innovativen, sportlichen Mode, der strenglimitierten neutralen Farbpalette und ihrer Vorliebe für knabenhafte Frauen bis heute quält) sympa-

thisierte während des Zweiten Weltkriegs mit der falschen Seite. Sie hatte, an Geschäftsdingen wenig interessiert, eingewilligt, dass die Kosmetikfirma Bourjois, im Besitz der Familie Wertheimer, ihr Parfüm produzierte, bereute aber bald, dass sie nur 10 Prozent der Anteile hielt. Chanel klagte auf Rückübertragung der Rechte nach den antijüdischen Gesetzen, musste aber feststellen, dass die Wertheimers die Rechte formal an einen Freund abgetreten hatten. Nach dem Krieg erkannte die Familie, dass es nicht im Interesse des Unternehmens wäre, gegen Chanel zu prozessieren. Man verständigte sich auf eine aussergerichtliche Einigung. Chanel wahrte ihren Ruf und wurde finanziell grosszügig entschädigt. Die Wertheimers behielten die Rechte an der Marke Chanel und pflegten die Erinnerung an ihre vormalige Feindin derart hingebungsvoll, dass man fast annehmen kann, es sei aufrichtig gewesen.

Wenn die Geschichte von No 5 erzählt wird, werden zwei wichtige Fakten meist übergangen. Erstens: Entgegen der Theorie, die Assistentin des Parfümeurs habe versehentlich mehr Aldehyde verwendet als von Chanel vorgesehen, hatte Chanel nichts mit der Komposition des Dufts zu tun. Es war eine der historisch bedeutsamen Arbeiten des legendären Parfümeurs Ernest Beaux. (Seine Geschichte wird in Karl Schlögels Buch «Der Duft der Imperien» erzählt.) Zweitens: Die Struktur von

No 5 war eine der grossen olfaktorischen Erfindungen des klassischen Zeitalters der Parfümerie, eine der wenigen, die nicht auf François Coty zurückgingen: das Floral-Aldehyd.

Die Geschichte der letzten hundert Jahre Floral-Aldehyd ist die eines faszinierenden neuen Dufts, der sich über Generationen von Huldigungen, Variationen und Kopien entwickelt hat, bis er schliesslich den Status eines Halb-gotts errang. In diesem Pantheon steht er etwa neben dem metallischen Apfel-Lavendel-Duft von Davidoffs Cool Water, dem olfaktorischen Gott, der den Namen «Sporty Clean Man» tragen könnte. Oder neben dem speziellen Mix von weissen Blumen, Hölzern und Moschus,

*Man begreift nur mit Mühe, dass ein Duft wie Chanel No 5 von Menschenhand geschaffen wurde.*

verkörpert in Molinards Habanita, der Göttin des Babypuders. Solche symbolischen Düfte sind derart fundamental, dass man nur mit Mühe begreift, dass sie von Menschenhand geschaffen wurden.

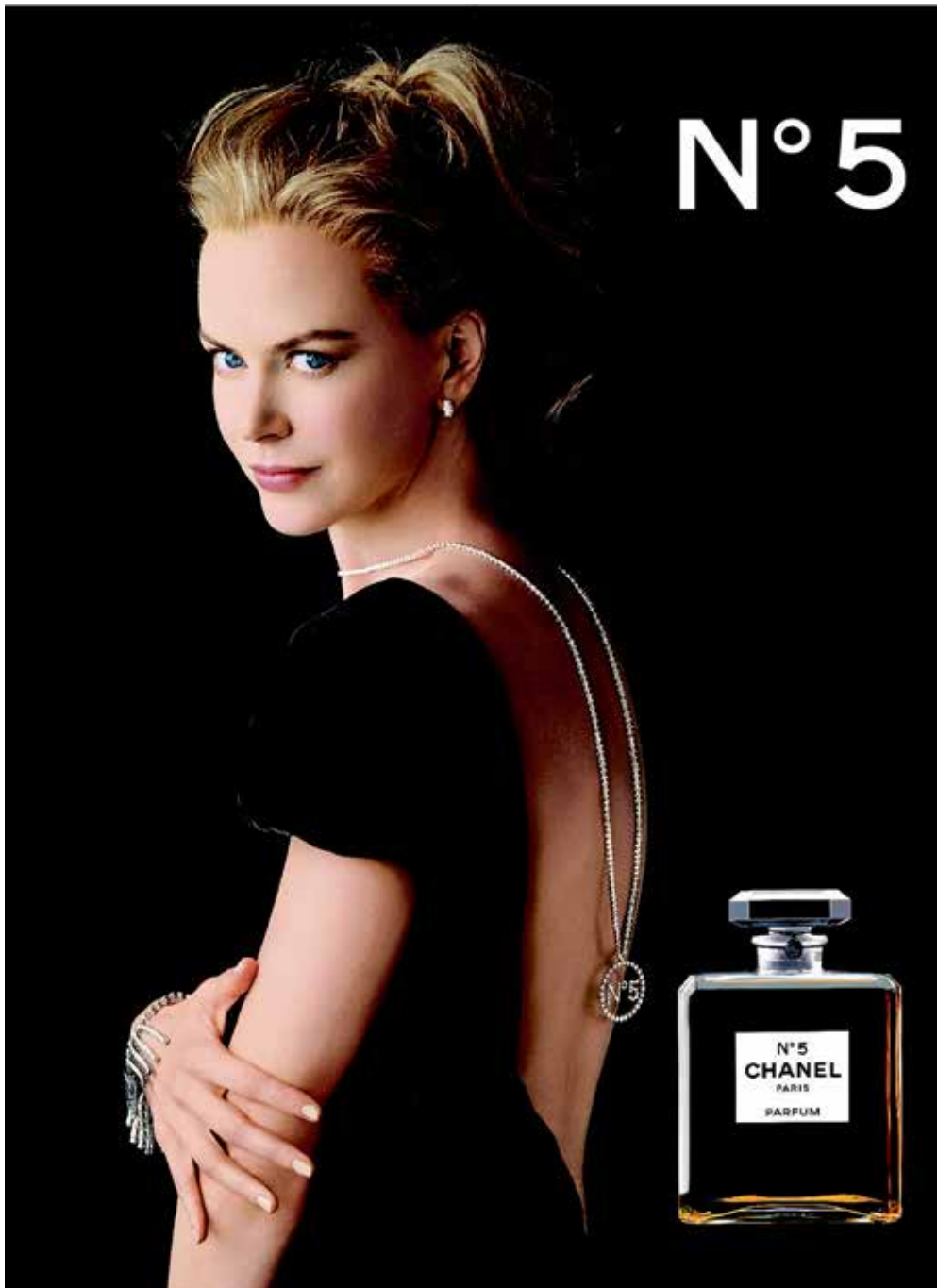
Und welcher Gott ist Floral-Aldehyd? Je nach Licht und Tageszeit könnte dieser Duft zwei verschiedene Gesichter haben. Das eine ist fraglos «A Classy Woman», das andere ist aufdringlicher, aber ehrlicher: Babyseife.

Wenn No 5 all die Jahre für sich allein gestanden hätte, ein Solitär, wäre es nie ein Archetypus geworden. Sein Vermächtnis wurde durch die Nachahmungen begründet. Die Chronik aller Nachahmungsversuche ist in vielerlei Hinsicht die Geschichte der Kunst, bevor mechanisches Kopieren das Spiel veränderte, die Fotografie an die Stelle der Malerei trat und Parfümeure dank moderner Laboranalysen kaum noch interessante Fehler bei Imitationen machen.

No 5 wurde von Anfang an kopiert, nicht zuletzt von Chanel selbst, die sich, um die Wertheimers zu ärgern, während des Kriegs von einem Duft namens Mademoiselle Chanel No 1 trennte, der vermutlich ebenso von Beaux kom-







Zwei Göttinnen: Chanel No 5 und Nicole Kidman, 2006.

poniert worden war. Immer eifriger wurde imitiert. Einige, wie Arpège von Lanvin, Baghari von Piquet und L'Interdit von Givenchy (nicht das neue) waren erfolgreich, weil sie sich eng an die Vorlage hielten. Es erschienen Variationen: Le Dix von Balenciaga, ein nach Veilchen duftendes No 5, mein persönlicher Favorit, ebenso wie Chaneels Bois des Iles, ein Sandelholz-No-5, und Sortilège von Galion, ein trockenes, würziges No 5.

### Seelenreinigung

Die Entscheidung schliesslich, das Fundament von seiner altmodischen Moschus-Amber-Üppigkeit zu befreien, schenkte uns die unheimlich metallische Familie, die vom lieblich damenhaften Calèche bis zu Calandre und Rive

Gauche reicht, bei denen man sich etwas Weiches, Kuscheliges aus Aluminium vorstellen soll. Schliesslich der Zenit: White Linen, das Meisterstück der Parfümeurin Sophia Grojzman. Da es über allen irdischen Dingen steht, sollte es vielleicht für Weihwasser bei Exorzismen und Taufen verwendet werden, damit man die Seelenreinigung riechen kann.

Die für Chanel No 5 charakteristischen synthetischen Inhaltsstoffe, bekannt als aliphatische Aldehyde, sind isoliert recht unangenehm. Sie verströmen einen unschön hellen, chemischen Geruch, der an verlöschte Kerzen erinnert und an eine aufgeschnittene, gewachste Zitrone, ohne dass man tatsächlich Zitrone riecht. In der Natur finden sich ähnliche Aldehyde in geringer Menge in frischem Orangensaft (nicht

in dem abgefüllten Supermarktzeug). Sie verleihen No 5 seinen aufregenden Charakter, von dem die schlaue Chanel natürlich wusste, dass er interessant war, weil fremdartig, weder tierisch noch pflanzlich. Bei der Vorstellung, wie Ernest Beaux eine Überdosis Aldehyde in das No 5 gibt, muss ich an meinen Mann denken, der, gegen jede Empfehlung, eine halbe Flasche Wein in ein Gericht kippt, für das laut Rezept nur eine halbe Tasse vorgesehen ist. Beaux' Experiment führte zu einem neuen Modell der modernen Parfümerie, bei dem neuartige synthetische Duftstoffe massenhaft eingesetzt wurden, um unser Interesse zu wecken.

### Auf der Haut tritt ein Wunder ein

Heute sind Aldehyde überhaupt nicht mehr ungewöhnlich. Zahllose parfümierte Seifen haben No 5 imitiert, mit gefälligen, sparsamen Akkorden von Aldehyden, künstlichen Blumen und billigem Moschus. Was heute fremd anmutet, sind die darin aufbewahrten Erinnerungen an vergangene Zeiten: das grandiose Blumenbouquet, in dem sich die Lieblichkeit der Rose mit der feuchten, bananigen Süßlichkeit von Ylang-Ylang verbindet, und der schwere Grundton aus Sandelholz, Amber und Moschus.

Mein Flakon aus den 1950ern präsentiert einen unwahrscheinlich animalischen Akkord, mit mächtigen Schwaden von Nitromoschus (einem fantastischen, aber toxischen und inzwischen verbotenen Duftstoff), natürlichem Moschus und Zibet. Bei Flakons aus den 2000er Jahren könnten die Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Sandelholz und das Verbot von Nitromoschus der Grund dafür sein, dass das Parfüm dünner, glanzloser wirkt, mit einem irritierenden Geruch von Indol und Zibeton, der für einen unschönen Badezimmerduft sorgt.

Doch dann besannen sich die Parfümeure von Chanel, zu deren Job es gehört, die jeweils neueste Charge von No 5 so zu tunen, dass es dem Ideal möglichst nahe kommt. Vielleicht hatten sie eine neue Bezugsquelle von Sandelholz entdeckt oder herausgefunden, wie moderne Moschusstoffe sich so einsetzen liessen wie beim Original. Vielleicht hatten die Rosen noch nie so schön geblüht wie im Mai des Jahres zuvor.

Ich weiss nicht, was passiert ist, aber das neue No 5 ist für mich das beste seit Jahren. Auf dem Papierstreifen ist offensichtlich, dass der neue Duft anders ist. Während der alte Flakon nach unnahbaren Damen im Pelzmantel duftet, ist der neue erschreckend zuckrig und die Jasminnote extrem lebhaft. Aber dann, auf der Haut, tritt ein Wunder ein. Sobald die verrückte Kopfnote abgeklungen ist, verbinden sich das alte und das neue Parfüm zu strahlendem Glanz – früher der Geruch der Zukunft, heute der perfekt bewahrte Duft der Vergangenheit.

Tania Sanchez hat mit Luca Turin den Führer «Perfumes: The Guide» geschrieben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.



Zutiefst vergiftet: «AlRawabi School for Girls».

## Serie «Unsere Moral ist tadellos» Wolfram Knorr

**AlRawabi School for Girls (Jordanien, 2021)**  
Regie: Tima Shomali und Shirin Kamal.  
Mit Noor Taher, Andria Tayeh, Rakeen Saad,  
Yara Mustafa. Auf Netflix.

«Wir, die AlRawabi-Mädchen, erklimmen die Gipfel, wir scheinen am Horizont», singen die Mädchen der Eliteschule AlRawabi jeden Morgen auf dem Appellplatz. «Wir sind Vorreiterinnen, Erneuerinnen. Wir glauben an die Wissenschaft. Wir sind vielversprechend und inspirierend, unsere Moral ist tadellos.» Klar. Alles proper. Gutgepflegter Campus, die Gänge clean, rosarot und veilchenblau gestrichene Klassenzimmer, farblich dazu passende, züchtige Uniformen, unauffällige Frisuren, manche mit Kopftuch.

Unter dieser feingeputzten Schar aber gibt es auch, wie an allen Schulen dieser Welt, Alpha-weibchen mit grosser Klappe und der Lust, den Mauerblümchen mit kleinen Piranhabissen Fleisch von deren Selbstbewusstsein zu nagen. Layan Murad Fathi (Noor Taher) ist ein Klassen-drachen, mit zwei Freundinnen bildet sie eine feuerspeiende Gang. Lieblingsopfer ist Mariam (Andria Tayeh). Sie wird gnadenlos gemobbt, nach dem Motto: «Siehst du aus wie ein Opfer, wirst du eins». In Momenten tiefer Seelennot steht ihr nicht mal die Mutter bei. Erst als das Drachentrio Mariams Ego zu Asche zerbrösel hat, schlägt diese zurück. Aus dem Opfer wird eine gefühllose Täterin.

Die Schule ist ein gern durchpflügeltes Feld von Pubertätsdramen. Alle Varianten von see-

lischen Qualen gedeihen auf ihm. Mal als anarchischer Aufstand («Zéro de conduite», 1933), als Psycho-Clinch («Dead Poets Society», 1989), wilde Groteske («Fack ju Göhte», 2013) oder Dauergezänk («Mean Girls», 2004). So zutiefst vergiftet wie die jordanische Miniserie «AlRawabi School for Girls» von Tima Shomali und Shirin Kamal sind die allerdings nicht. Kein Wunder, dass die arabische Netflix-Produktion seit Beginn der Ausstrahlung von Jordanien bis Ägypten für helle Aufregung und heftige Debatten sorgt. In den sozialen Netzwerken ist die Empörung riesig. Ist denn, lautet der Grundtenor, unsere arabische Welt so verkommen und frauenfeindlich, wie es die Macherinnen Shomali und Kamal darstellen? Sind Mütter tatsächlich so kalte Biester, wie hier vorgeführt? Um Missverständnissen vorzubeugen: Es geht nicht um Sex, nicht mal Küsse gibt's. Die Autorinnen verzichteten wohlweislich auf Kusszenen, denn die hätten für Verbote gesorgt. Das, was gezeigt wird, tut es dagegen nicht: Herrschaft der Männer über die

### *Was die Erwachsenen vorleben, praktizieren schon die Teenager mit ihrer Machtmentalität.*

Frauen; Mädchen, denen ein Eigenleben verwehrt wird; Mütter, die ihre Töchter fürs Familienimage opfern; westliche Einflüsse, die die Religion untergraben et cetera.

Die sechsteilige Serie über eine Luxus-Highschool in Amman blickt ohne viel Federlesen hinter die geleckte Fassade, auf Macht, Einfluss, Geld. Alle Schülerinnen entstammen reichen Familien, aber auch darunter gibt es solche, deren Hintergrund noch protziger ist. Layans Vater verkehrt mit dem König, die

Rektorin Faten Qadi weiss das und weiss auch, dass der Rattengift-Teenie Layan lügt, häufig dem Unterricht fernbleibt, sich heimlich mit ihrem Freund trifft und Mariam drangsaliert. Zu Gegenmassnahmen greift sie nicht: Layans Vater ist der Financier der Schule. Auch Layan weiss das und beherrscht die Klasse. Und so eskalieren Heuchelei, Machtmissbrauch, Terror und Erniedrigung – bis Mariam zurückschlägt, mit allen Mitteln des Internets. Zunächst erledigt sie die Kopftuchträgerin Roqayya aus dem Trio mit einem Foto ohne Tuch. Das Bild geht viral und wird für Roqayya zum Verhängnis: Das Fehlen des Kopftuchs als Symbol religiöser Reinheit führt zu ihrem Schulaustritt. Die Mutter begründet das: «Du bist nicht so hübsch wie deine Schwestern. Willst du ihnen ihre Chancen durch dein Verhalten zerstören?»

### Finale Rache

Rasch wird klar, dass es den Autorinnen um eine grundsätzliche Kritik an der arabischen Gesellschaft geht. Das, was die Erwachsenen vorleben, praktizieren schon die Teenager mit ihrer Klassen-, Ellenbogen- und Machtmentalität. Das, was sich Layan zu Hause von ihren älteren Brüdern gefallen lassen muss, gibt sie nach unten weiter. Einmal tratscht das Trio in der Toilette, da kommt aus einer Kabine die Putzfrau, die von Layan dazu angehalten wird, für sie zu spitzeln. Als sie sich weigert, droht Layan mit Gefährdung ihres Arbeitsplatzes. Die Serie ist voll von derartigen Seitenhieben und Beobachtungen. Mariams finale Rache an Layan ist gnadenlos, ohne Kompromiss: Layan trifft sich heimlich mit ihrem Freund in dessen Sommerhaus. In voller Kleidung springen sie mal ausgelassen in den Pool. Danach steigen sie in andere Klamotten und hängen die nassen Kleider auf der Terrasse

auf. Als Layans ältester Bruder – von Mariam übers Handy aufgehetzt – im Sommerhaus eintrifft, sieht er fassungslos Bluse und Rock auf der Leine. Später fällt ein Schuss, die Kamera aber bleibt draussen bei den trocknenden Kleidern. Shomali und Kamal weisen mit ätzendem Sarkasmus auf das hin, was zum «Ehrenmord» führt: äussere Merkmale wie Kleidung, die über das Schicksal von Frauen entscheiden – wie zuerst Roqayyas Kopftuch ist es am Ende die auf der Leine hängende Bluse. Arabische Zeitungen warfen der Serie westliche Optik vor. Dem widersprechen die Autorinnen. Es sind die westlichen Einflüsse, nach denen die Jugend, in Ermangelung trister heimischer Alternativen, dankbar greift.

## Pop Westliche Gottesschau Anton Beck

Kanye West: Donda. Def Jam Recordings.

Wenn Kanye West ein Album veröffentlicht, ist das ein popkulturelles Grossereignis. Eine Art Gottesschau im blasphemischen Westen unserer Gegenwart. Begleitet wird so eine Albumveröffentlichung von einer Unmenge von Gerüchten, Skandalen und Aussergewöhnlichkeiten. Zu den bekanntesten zählen: Wests Kandidatur für die amerikanische Präsidentschaft 2020, seine Ehe mit der ebenfalls kaum zu fassenden Ikone Kim Kardashian inklusive kontroverser Fotoshootings (etwa mit einer Dornenkrone). Und dieses Mal nun: die Kollaboration mit dem eigentlich längst der Cancel-Culture unterworfenen Marilyn Manson oder die ungewöhnliche, mehrfache Vorstellung auf Listening-Partys.

### Logopädische Sprechübung

Genauso aussergewöhnlich ist die Musik, die Kanye West produziert, schreibt und veröffentlicht – meist im Clinch mit seinem Label. Gewöhnliche Songstrukturen sind selten, auch lyrisch ist alles ein wenig Dada, und zwischen verschiedensten abgeänderten Stimmaufnahmen findet so ziemlich jedes Instrument in irgendeiner Form seinen Platz. Wikipedia bezeichnet West noch immer als «Rapper», und ursprünglich hat er ja auch mal so angefangen, doch auf die jüngeren Werke trifft das schon lange nicht mehr zu. So auch nicht auf «Donda», Wests neusten Psalm.

Das Album-Cover ist komplett schwarz, der erste Song ist kein Song, sondern eine logopädische Sprechübung: Eine Frauenstimme, die mal schnell, mal langsam «Donda» vor sich hin sagt (der Vorname von Wests Mutter,

die 2007 starb). Das anschliessende «Jail» tritt mit lauten Gitarrentönen auf – als wolle West Stadionrock für sich beanspruchen. Erst nach und nach ergeben sich in der aussergewöhnlich grossen Ansammlung von 27 Liedern die untypischen Hymnen, die West so einzigartig in der momentanen Musiklandschaft machen.

### Leichtfüssig manövriert sich West so durch die Jahrzehnte der Rap-Geschichte.

Sanfte Synthesizertöne folgen etwa in «Hurricane» einer sehr feminin klingenden Männerstimme (The Weeknd), und diese zieht Sätze wie «And I want you to see, I can walk on water» liturgisch in die Länge, ehe dann doch wie aus einem Maschinengewehr gerappt wird – im klassischen Stil der frühen 1980er Jahre.

Gerade Songs wie «Jonah» spielen aber mit dem Autotune-Hype im Rap und sind völlig auf der trendigen Welle ihrer Zeit. Leichtfüssig manövriert sich West so durch die Jahrzehnte der Rap-Geschichte. Während der ersten Hälfte von «Donda» klingt das oft verzweifelt und traurig. Es geht um Einsamkeit und die eigenen Dämonen, um nicht weniger als die Verlorenheit des kleinen Individuums in der grossen, vernetzten Welt. Nur selten tun sich Hoffnungs-schimmer auf – meist transzendenter Natur. Erst auf der zweiten Hälfte findet «Donda» eine gewisse Leichtigkeit, driftet hin und wieder in den Soul und zeigt sich (etwa durch Zwischenrufe auf «Keep My Spirit Alive») verspielt und auch etwas albern, wobei der Ernst bekanntlich oft in der Ironie liegt. Etwa, wenn



„Zungerausstrecken ist ein  
Kündigungsgrund, Diebner...“

West singt: «I don't do commercials, 'cause they too commercial». Was West zum grossen Künstler macht, ist sein Vermögen, so unfassbar viele Facetten des Lebens im 21. Jahrhundert einzufangen, manche davon ganz profan, manche überhöht. Musikalisch, lyrisch, in Strukturen und Ideen. Das gelang ihm beispiellos in seinem Jahrhundertwerk «The Life of Pablo» (2016). Was es bedeutete, zwischen Bündnissen, familiären Verpflichtungen und persönlichen Turbulenzen die Tage an sich vorbeifliegen zu lassen, findet auf keinem musikalischen Komplex so viel Platz wie auf diesem Album Wests.

«The Life of Pablo» war nicht zuletzt auch eine Hymne an das schnelle Leben, auf die aussergewöhnlichen Alltäglichkeiten, die im verrückten Universum des Kanye West so passieren. «Donda» spielt sich stärker im Innern ab. Wie vieles, was mit Gott zu tun hat.



Meist transzendenter Natur: Musiker West.



«Amerika wird angegriffen»: New York am 11. September 2001.

## Serie Anatomie des Grauens

Pierre Heumann

**Turning Point:** 9/11 and the War on Terror.  
Regie: Brian Knappenberger. Netflix

Der 11. September 2001 beginnt für US-Präsident George Bush harmlos. Er stattet einer Primarschule im Sarasota County, Florida, einen Besuch ab. Doch der Tag, der so unschuldig anbricht, wird zum Wendepunkt. Die Angriffe auf das World Trade Center (WTC) in Manhattan und das Pentagon in Washington, D. C. läuten ein neues Zeitalter ein, wie der amerikanische Dokumentarfilmer Brian Knappenberger in einer fünfteiligen Serie akribisch nachzeichnet.

Neue Erkenntnisse über die Terrorattacken vor zwanzig Jahren liefert er zwar nicht. Aber da ein Viertel der Amerikaner damals noch nicht geboren war, vermittelt die Serie gerade auch für die Generation Z Hintergründe zum Verständnis der apokalyptischen Gefühle, die den Westen erfassten, als zwei Flugzeuge, die von Terroristen gekidnappt worden waren, in die Türme des WTC flogen und ein drittes das Pentagon in der Hauptstadt attackierte.

### Nachricht im Klassenzimmer

Im Schulzimmer erhielt Bush die Meldung, dass ein Flugzeug in das WTC gestürzt sei. Er dachte zunächst an einen Unfall. Doch während der Lesestunde mit den Kindern flüsterte ihm sein Stabschef ins Ohr: «Ein zweites Flugzeug hat in den zweiten Turm eingeschlagen ... Amerika wird angegriffen.» Noch am selben Tag bildet Bush ein Kriegskabinet. Eine Woche später beschliesst er, mit Gewalt gegen diejenigen vorzugehen, die für die Angriffe verantwortlich sind, und befiehlt eine mili-

tärische Aktion: «Wir werden keinen Unterschied machen zwischen den Terroristen, die diese Taten begangen haben, und denen, die sie beherbergen» – mit diesen Worten wendet er sich an die Nation.

Anhand von Gesprächen mit Überlebenden, Feuerwehrleuten und Hinterbliebenen der Opfer zeigt Knappenberger die tragischen und brutalen Folgen des mörderischen Plans von Al-Qaida-Chef Osama Bin Laden. Der Dokumentarfilmer begnügt sich freilich nicht mit bewegenden emotionalen Szenen, sondern beleuchtet auch die politische Debatte im Nachgang der Angriffe auf Amerika. Einige meinen, dass sich Bush überhastet und ohne Strategie

*Bushs Zustimmungsrate stieg auf 90 Prozent – die höchste in der Geschichte der USA.*

auf das Abenteuer in einem Land eingelassen habe, von dem die meisten Bürger zuvor keine Ahnung hatten, wo es auf der Landkarte zu finden ist. Zu Wort kommen indessen auch Exponenten, die eine Antwort der führenden Weltmacht für unerlässlich halten – sei es aus Rache oder um zeigen, dass man Amerika nicht ungestraft angreifen dürfe.

In der Serie werden ebenfalls die Kontroversen über Verhöre mit Foltermethoden, Militärtribunale und Abhörmaßnahmen ohne richterliche Anordnung gezeigt. Bush verteidigte diese umstrittenen Massnahmen mit dem Argument, die Sicherheit des amerikanischen Volkes müsse Vorrang haben. In einer zunehmend gefährlichen Welt seien aussergewöhnliche Massnahmen gerechtfertigt.

Und Bush wusste, dass die Bürger mit grosser Mehrheit hinter ihm standen. Seine Zustimmungsrate stieg auf 90 Prozent – die höchste in der Geschichte der USA.

Kurz und prägnant geht Knappenberger mit einer Rückblende auf die geopolitischen Hintergründe ein. Weil die Sowjets in den 1980er Jahren im Rahmen des Kalten Kriegs ihr Imperium ausdehnen wollten, marschierten sie in Afghanistan ein – was für Washington eine Herausforderung war. Die USA unterstützten deshalb fortan den Widerstand gegen die sowjetischen Invasoren, bezahlten die Mudschahedin, die ihre Heimat und den Islam gegen die Invasoren verteidigen wollten und den Dschihad für alle Muslime für obligatorisch erklärten. Mit Erfolg: 1989 verlässt der letzte sowjetische Soldat Afghanistan. Die USA freuen sich über den Sieg der Mudschahedin. Sie begreifen aber – noch – nicht, dass der Abzug der Sowjets lediglich das Vorspiel einer folgenschwereren Entwicklung war, die sich gegen die USA richten würde: die Macht und die Gewalt des Islam.

Die Taliban, ehemalige afghanische Widerstandskämpfer, übernahmen nach dem Sieg über die Sowjets die Kontrolle und setzten eine radikal rückwärtsgewandte Politik durch. Afghanistan wurde zum sicheren Hafen für al-Qaida und deren Anführer Osama Bin Laden. Während zehn Jahren konnte er sich dem Zugriff



„Aber hinter den sieben Schuldenbergen gibt's noch jemand, der ist viel ärmer als du ...“

der US-Truppen entziehen, bevor er schliesslich im Mai 2011 in Pakistan aufgegriffen und getötet wurde. Die GIs blieben weitere zehn Jahre in Afghanistan – bis zum chaotischen und erbärmlichen Abzug unter US-Präsident Joe Biden.

### Erneuter Wendepunkt?

Doch dieses vorläufig letzte Kapitel konnte Knappenberger, dessen Serie seit dem 1. September auf Netflix zu sehen ist, nicht mehr berücksichtigen. Eine der letzten Einblendungen trägt das Datum «15. August» und hält fest, dass die Taliban die Kontrolle über Kabul gewinnen. Wetten, dass Knappenberger das unrühmliche Ende des amerikanischen Einsatzes in seiner nächsten Dokumentation über Afghanistan aufarbeitet und der Frage nachgeht: War die Niederlage unter Biden wieder ein Wendepunkt in der Geschichte?

## Klassik

### Farbenreich und vibratosatt

Manuel Brug

Hope Amid Tears – Beethoven: Sonaten und Variationen für Klavier und Cello; Yo-Yo Ma, Emanuel Ax (Sony Classical)

Der eine ist schon 72 Jahre alt, der andere kaum glaubliche 65. Aber wenn man Emanuel Ax und Yo-Yo Ma so zum Interview per Computer gegenüber sitzt – Ma in Boston, Ax in den Berkshires –, fliegen selbst virtuell die Pointen. Die beiden, Weltklassepianist wie Supercellist, sind ein so gut wie nonchalant eingespieltes Team, als Musiker wie als frotzelnde Freunde. Seit Jahrzehnten. Nun haben sie sich – zum zweiten Mal – im Studio Beethovens fünf Cellosonaten sowie den Cello-Variationen gewidmet. Und sich während der globalen Krise der Kultur bewusst auf intime Werte der Musik besonnen.

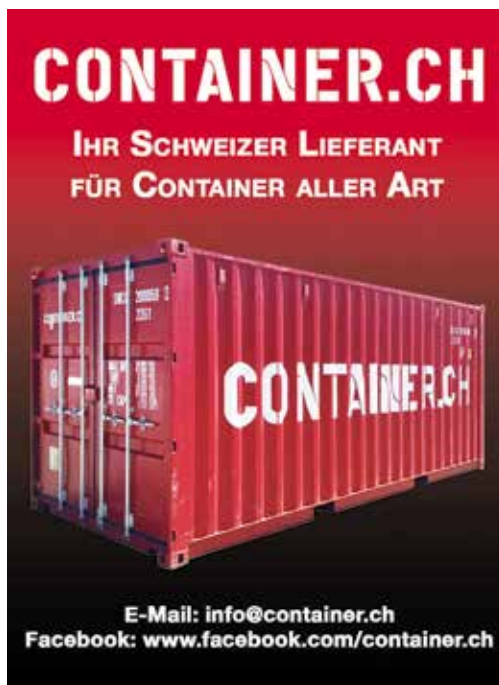
«Manny and me, das ist inzwischen wirklich wie ein altes Ehepaar», lacht Yo-Yo Ma. «Wir haben uns nicht scheiden lassen, wir machen einfach weiter. Man könnte fast sagen, wir sind so was wie die «Grumpy Old Men» der amerikanischen Kammerduos, Jack Lemmon und Walter Matthau.»

Ihr Geheimnis ist wohl: gleiche Linien. Sie spielen gelassen auf einem Level, da gibt es nicht den Cellisten mit Begleiter, sie waren und sind immer gleichrangig. Und sie müssen weder sich noch sonst jemandem mehr etwas beweisen.

Wach und aufregend tönen beide in dieser immer versöhnlich lustvollen, nie problematisch aufgeladenen Musik. Einer Musik, die ihnen in der Aufnahmezeit während des Lockdowns auf dem leeren Gelände des Tanglewood

Festival, wo sie auch unterrichten, Hoffnung in einer Zeit der Tränen bereitete. Diese Musiker sind wundervolle Kommunikatoren. «Ich teile gern», sagt Ma. «Und Manny ist für mich ein total bequemer Batterieauflader. Weil wir so gut wie alles voneinander wissen, uns über nichts verständigen müssen, einfach loslegen können!»

Farbenreich und vibratosatt ist diese Lesart, ohne Verkünstelung und hochtrabenden Anspruch. Trotzdem raffiniert, gekonnt, hochvirtuos und gleichzeitig extrem lässig. Wo Beethoven experimentiert, Fragen stellt, ohne Antworten zu geben, da gehen beide voll mit, spielen gern auch auf Risiko. Doch man merkt ihnen stets an: Dieses Projekt ist organisch gewachsen, es gab keinen Plan. Auch keine To-do-Liste. «Statt in unserer Freizeit zu pokern, spielen wir eben gemeinsam», erklärt Emanuel Ax.



«Was so anfällt und was uns Freude bereitet. Ab und an gehen wir auch fremd oder versuchen einen Dreier. Sogar flotte Vierer und Fünfer haben wir schon hinter uns. Yo-Yo hat da zudem immer diese regelmässige Beziehung zu einer anderen Pianistin, Kathryn Stott, aber das toleriere ich grossmütig. Da ist dann höchstens seine Frau gefragt. Zu mir kommt er jedenfalls immer wieder gern und zuverlässig zurück.»

Hat es wirklich nie Krisen gegeben, einen Moment des «Jetzt haben wir uns alles gesagt»? Laut Ax nie: «Wir haben ja unsere unabhängigen Karrieren. Wir machen allein neue Erfahrungen mit anderen. Und bringen die dann bei den nächsten gemeinsamen Auftritten ein. Bei jedem davon weiss ich: Ich halte mich für den glücklichsten Menschen, weil ich mit diesem smarten Kerlchen Yo-Yo auftreten darf!»

## Jazz

### Das Paradies der Erinnerung

Peter Rüedi

Dave Gisler, Raphael Walser, Jonas Ruther: The Long Goodbye. Anuk Label Klactovee Edition. Klacto5

Zwischen Bescheidenheit und Koketterie ist zuweilen schwer zu unterscheiden. Das eine ist eine Tugend, das andere eine schwer erträgliche Untugend, gegen die nicht selten ein Zitat von Goethe ins Feld geführt wird: «Nur die Lumpe sind bescheiden, Brave freuen sich der Tat.» Was dabei vergessen geht: Die Zeile stammt aus einem Trinklied («Rechenschaft»), ist also ein Stück Rollenpoesie und keineswegs des Dichters ungebrochenes Bekenntnis – dem es allerdings an unangefochtenem Selbstwertbewusstsein nicht mangelte. Wie auch immer: Bescheidenheit kann durchaus eine Tugend sein, manchmal auch eine List, wie bei Robert Walser, diesem Meister der Selbstverkleinerung, oder zuweilen auch beim Umgang der Schweizer mit dem Diminutiv.

In einem schönen Text zu einer besonders schönen CD des Gitarristen Dave Gisler spricht der Saxofonist Nat Su von der Tugend der Gelassenheit. Er meint damit auch die Bescheidenheit, *to sing the song*: «Ist der Song eine Ballade» (und Gislers Album enthält ausschliesslich Balladen, sieben an der Zahl), «ist die Unaufgeregtheit geradezu gefragt [...] – wohin mit der Aufgeregtheit, dem Drama, dem Spektakel, welches heute erwartet, von Musikern geradezu gefordert wird?» Na ja, Ausnahmen gibt es, Peter Schärli's jüngstes Opus (*Weltwoche* Nr. 36/21) ist eine solche, und auf Sus rhetorische Frage gibt's auch eine Antwort: Im Innenraum der Intimität wird aus dem Spektakel ein knisterndes Interplay, eine Steigerung der Spannung durch Understatement im magischen Sog des Pianissimo. Darin sind der geborene Urner Gisler und seine Partner Raphael Walser am Bass und Jonas Ruther am Schlagzeug Meister.

Sie beherrschen die schwierige Kunst, die mal mehr, mal weniger bekannten Standards (von Eckstines «I Want to Talk About You» über Ellingtons «I Didn't Know About You», Miles Davis' «Blue in Green», Gershwins «I Loves You, Porgy» und einige mehr bis zu Jerome Kerns «I'm Old Fashioned») gleichzeitig zu verrätseln und zu beschwören. So entsteht im feingewobenen Zusammenspiel ein vielfarbig flirrendes Dazwischen: eine dritte Zeitzone zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Die Sphäre der Erinnerung eben, nach Jean Paul «das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können». Erinnerung als Verinnerlichung. Leuchtende Poesie.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Mein milder Blick zurück

Mark van Huissing

Kürzlich, an einem Spätsommermittag, war ich im «Strozzi's Strandhaus» in Herrliberg; ich empfehle das Restaurant mit italienisch-mediterraner Küche an bevorzugter Lage am Zürichsee (ich war Gast von Helen Strozze, die 1991 mit ihrem damaligen Mann Urs, der 2015 gestorben ist, den ersten «Strozzi's»-Betrieb eröffnet hatte, und ihrem Sohn Denis, dem Geschäftsführer).

MvH ist keiner, wie Leserinnen und Leser wissen, der findet, früher sei alles besser gewesen. Mir geht es auf die Nerven, wenn mittelalte Leute voll des Lobes sind darüber, wie glanzvoll die – also eigentlich ihre – Vergangenheit war. Aber wenn man mit einer Unternehmerin zu Tisch sitzt, deren Laufbahn vor dreissig Jahren begonnen hat, ist es in Ordnung, kurz zurückzublicken und das, was man erkennen kann, im warmen Licht zu sehen, finde ich.

Ich lernte, dass Niklaus Meienberg häufig im «Strozzi's» im Seefeld gewesen sei und dort geschrieben habe. Dazu habe für den Historiker und streng urteilenden Journalisten gehört, ohne Erklärung oder Bitte um Erlaubnis durch die Küche zu gehen und ins Büro zu treten, um zum Beispiel Kopien anzufertigen. Das sei in Ordnung gewesen, sagte Helen Strozze, denn er war eine Figur, ein *character*.

Über Meienberg, der sich 1993 umbrachte, hat jüngst Margrit Sprecher, 85, einen langen, für sie ungewöhnlich fein abgestuften Artikel in der *NZZ am Sonntag* veröffentlicht. In der Fussnote stand, der Text sei ein Vorabdruck aus dem Buch «Projekt Schweiz», in dem 44 Autorinnen und Autoren 44 Schweizerinnen und Schweizer vorstellen, «die das Land geprägt haben, aber vergessen sind».

Ich lernte Meienberg kennen, als ich Volontär beim *Sonntagsblick* war. Er kam gelegentlich unangemeldet mit einem 30 000- oder 40 000-Zeichen-Manuskript – zum Vergleich: diese Kolumne hat 4100 Zeichen –, das Missstände im Bürgertum/in der Wirtschaftsordnung aufdeckte und das er in der nächsten Ausgabe veröffentlichen wollte (ungekürzt). Er schimpfte jeweils laut, bevor er die Redaktion nach einer Absage verliess; es war nach seinen besten Zeiten gewesen. Ich hatte ihn vor Margrits Artikel auch vergessen, vielleicht zu Unrecht.

Wer mir dagegen im Kopf geblieben ist: Maxim Biller, 61, ein deutscher Journalist und Bücherschreiber. Klar, der lebt (und veröffentlicht) noch. Doch ich erinnere mich zur Hauptsache an «100 Zeilen Hass», seine Kolumne, die zwischen 1987 und 1996 im Magazin *Tempo* erschienen ist. Und nicht nur ich, so wie's aussieht – «bis heute ist ihr Ruf legendär» (Perlen-taucher.de). Im Nachwort der Sammlung dieser Kolumnen schreibt Hans Ulrich Gumbrecht, 73: «Hass, damit das endlich klar ist, bedeutet Wahrheit – und etwas mehr Ehrlichkeit.» Das ist treffend ausgedrückt, wenn auch nicht neu: *Veritas odium parit*, Offenheit erzeugt Hass, lautet ein lateinisches Sprichwort.

An dieser Stelle meine Aufzählung von Figuren, *characters*, unter den Millennials-Journalisten, geboren im Zeitraum der frühen 1980er bis späten 1990er Jahre: (Es fallen mir keine ein, Verzeihung.)

Weshalb nicht? Grosse Frage, wenig Platz – meine Spezialität, wie in dieser Zeitschrift unlängst stand (von mir geschrieben): Offen-

*Offenheit erzeugt Hass, oder wenigstens einen Shitstorm. Und den fürchten Millennials.*

heit erzeugt Hass oder wenigstens einen Shitstorm. Und den fürchten Millennials wie nur noch 3 Prozent Mobiltelefon-Batterieladung, aber keinen *charger* dabei. Bloss, mit Herz-, Daumen-hoch- und Smiley-Emojis sowie Likes verbreitet man keine Wahrheit. Und prägt seinen Namen nicht im Gedächtnis anderer ein.

Und in den unsozialen Medien, Zeitschriften, Zeitungen? Ebenfalls null Fundstellen. Wofür Millennials-Journalisten aber wenig können – in den meisten Verlagshäusern sind heute Ehrlichkeit, Offenheit unnötig be-

ziehungsweise unerwünscht. «Bei Ringier, wo man als unrentable Nebenbeschäftigung *Blick* und *Schweizer Illustrierte* herausgibt. Oder bei der TX Group, wo man als unrentable Nebenbeschäftigung den *Tages-Anzeiger* und *20 Minuten* verlegt», schrieb Kurt Zimmermann, 67, in der *Weltwoche*. «Als Hauptbeschäftigung produziert man hohe Rentabilität im lukrativem Online-Handel», erklärte er das Geschäftsmodell. Doch bei Homegate.ch, Immoscout24.ch oder Ricardo.ch braucht es keinen Meienberg, keinen Biller und keine Sprecher.



## UNTEN DURCH

### Die grössten Probleme der Schweizer

Linus Reichlin

2020 wurde in der Schweiz eine Umfrage durchgeführt, die Frage lautete: «Was sind für Sie die wichtigsten Probleme der Schweiz?» 31 Prozent antworteten «Arbeitslosigkeit», 28 Prozent sagten «Ausländer/innen». Die Arbeitslosenquote in der Schweiz betrug zur Zeit der Umfrage rund 3 Prozent, der Ausländeranteil lag bei 25 Prozent. Man könnte also sagen, dass diejenigen, die Arbeitslosigkeit als das grösste Problem betrachten, offenbar sehr sensibel sind – um es freundlich auszudrücken. Sie wachen morgens schweissgebadet auf, weil sie geträumt haben, die Arbeitslosenquote sei von 3 auf 3,01 Prozent gestiegen. Am Frühstückstisch sagen sie zu ihrem Lebenspartner: «Schatz, ich weiss nicht, ob ich morgen noch einen Job haben werde, also streiche bitte nicht so viel Butter aufs Brot.»

In der Stadt sehen sie überall Anzeichen steigender Arbeitslosigkeit, zum Beispiel Restaurants mit dem Schild «Heute geschlossen», eine Kirche mit dem Schild «Sonntags geschlossen». Sie sehen Menschen im erwerbsfähigen Alter

untätig in Strassencafés sitzen. Beim Anblick herumspringender Kindern auf einem Schulhof fragen sie sich, ob für diese armen Geschöpfe nicht prophylaktisch ein Dutzend neuer Fürsorgeämter gebaut werden müssten.

Das klingt zugegeben alles recht übertrieben, aber 31 Prozent der Schweizer scheinen die Wirklichkeit so zu sehen: die Schweiz als ein Land, das kurz vor sozialen Unruhen steht. Eine etwas realistischere Sicht haben die 28 Prozent, die in den «Ausländer/innen» ein Problem sehen. Mathematisch ausgedrückt ist ihre Sicht 9,3-mal realistischer als die der Arbeitslosigkeitsphobiker. Aber man muss auch mal sagen, dass ein hoher Ausländeranteil nur dann problematisch ist, wenn man selbst kein Ausländer ist. Bei einem Ausländeranteil von 25 Prozent beträgt für jede in der Schweiz lebende Person die Chance, selbst ein Ausländer zu sein, 25 Prozent: Die Chance ist also relativ gering – als umso grösser empfindet man das Problem, wenn man zu den 75 Prozent anderen gehört.

Bei einem Anstieg des Ausländeranteils auf 50 Prozent würde sich das Problem jedoch bereits um die Hälfte vermindern, da nun die Chance, dass man selbst Ausländer ist, 50 Prozent betragen würde. Nun würden nur noch 12,5 Prozent der Befragten Ausländer als Problem empfinden, und die Zeitungen würden titeln: «Ausländerfeindlichkeit in der Schweiz stark gesunken». Völlig beseitigt wäre das Problem bei einem Ausländeranteil von 69 Prozent, denn dann würden alle verbliebenen Schweizer, also 31 Prozent, Arbeitslosigkeit als grösstes Problem nennen und null Prozent «Ausländer/innen».

Dies ist ein gutes Beispiel dafür, dass Probleme oft dadurch verschwinden, dass sie maximal gross werden. In der besagten Umfrage erachteten 29 Prozent der Befragten den Klimawandel als grösstes Problem, und auch in diesem Punkt kann man – wenn man es einmal ganz sachlich betrachtet – sagen, dass das Problem sich durch dessen Maximierung beseitigen liesse. Der Klimawandel ist ja nur deswegen ein ernsthaftes Problem, weil sich das Klima erst ein bisschen verändert hat. Würde es sich – wie das in der Erdgeschichte schon oft der Fall war – total verändern, würden gar keine Umfragen mehr stattfinden. Es gibt jedenfalls keine archäologischen Befunde, die darauf hindeuten, dass während der letzten Eiszeit gross-angelegte Umfragen stattfanden. Es ist aber interessant, sich vorzustellen, wie die

damals auf dem Gebiet der Schweiz lebenden Menschen auf die Frage «Welches ist für Sie das grösste Problem?» geantwortet hätten. Vermutlich hätten 31 Prozent geantwortet «Höhlenbären» und 28 Prozent «Feindliche Stämme». Doch wie wir heute wissen, sind auch diese Probleme von selbst verschwunden, wenn nicht durch Maximierung, dann durch Eliminierung der Problemfaktoren. Wir können also sorglos in die Zukunft blicken: Auf lange Sicht wird alles gut!



## FAST VERLIEBT

Petra  
Pan

*Claudia Schumacher*

Erinnern Sie sich an meine frisch getrennte Freundin, von der hier letzte Woche die Rede war? Sie und ihr Ex haben nie gestritten, was meine Freundin als Zeichen ewiger Liebe verstand – ich weniger. Mir kam es so vor, als wären die beiden, aus lauter Angst vor Reibung, gar nie wirklich in Beziehung zueinander getreten. Denn eine Beziehung, das ist eben auch das: die Auseinandersetzung mit dem anderen (nicht nur mit sich selbst).

Mittlerweile stelle ich fest, wie tief das Problem meiner Freundin geht: Sie hat nicht nur nicht in diese Beziehung gefunden, sie findet streng genommen auch nicht in ihr eigenes Leben hinein. Meine Freundin hängt mit über dreissig Jahren vollkommen in der Luft. Sie ist eine Petra Pan – und damit typisch für ein gewisses Segment unserer Millennial-Generation.

Meine Freundin postet auf Instagram alberne Fotos mit dem Hashtag #dontgrowup. Sie glaubt, Erwachsenwerden sei eine Falle. Und sie glaubt mit über dreissig Jahren auch noch immer, dass sie eines Tages als Food-Influencerin entdeckt wird. Das Symboltier unserer Ge-

neration ist das Einhorn: ein Fantasietier. Es passt zu Menschen wie meiner Freundin, die in einer digitalen Fantasiewelt leben, fernab der Realität. Auch die Beziehung zu diesem Typen, den sie da hatte und mit dem jetzt Schluss ist, wurde vor allem über Chat geführt, natürlich in einer ewigen Fernbeziehung. Die beiden telefonierten nicht mal regelmässig. Eine virtuelle Fantasiebeziehung.

Ich habe nie richtig verstanden, was meine Freundin beruflich macht. Alles war immer nur temporär. Sie hangelte sich von Projekt zu Projekt, zuletzt hatte sie einen «festen Freelance-Vertrag», was an sich schon ein seltsames Konstrukt ist. Aber den kündigte sie jetzt nach der Trennung, um diese zu verdauen. Die Kündigung schickte sie aus dem Haus ihrer Eltern ab, wo sie nach der Trennung einfach wieder wochenlang wohnte wie ein kleines Mädchen. So sind sie nicht selten: die Kinder reicher Eltern. Unter den Millennials, aufgewachsen im Wohlstand der Neunziger, gibt es viele von ihnen. Sie kriegen die Füsse nicht auf den Boden, kreisen nur um sich selbst, und um dies noch konsequenter tun zu können, wird schon mal ein Job gekündigt und schamlos Arbeitslosengeld bezogen.

Vor ein paar Tagen schickte mir meine Freundin wieder einen ihrer Jammer-Monologe auf Whatsapp in sechzehn Nachrichten. Noch immer versteht sie nicht, warum dieser Typ sie verlassen hat. Sie beschwerte sich auch über ihre Freundinnen, die sich zurückzogen, ihrem Leben nachgingen, sich verlobten. Und dann erklärte sie mir mal wieder, warum sie für ihre Misere nichts könne, denn: Sie hat sich selber auf ADS diagnostiziert. Ihr neuester Coup, sich vor jeder Verantwortung zu drücken – und ein sicherer Weg ins dauerhafte Unglück.



# Küsten des Hier und Jetzt

Ich habe mir vorgenommen, wie diese Piazza Grande in Triest zu sein: mal belebt, mal verlassen, mal laut, mal leise, mal vom Regen durchnässt, mal von der Sonne gestreichelt.



*Grösser als die Welt:* Piazza Unità d'Italia.

Ich sass an einem Tisch des «Caffè degli Specchi» auf einem der schönsten Plätze der Welt, der Piazza Unità d'Italia in Triest, die von den Einheimischen nur Piazza Grande genannt wird und im Grunde der Salon dieser Hauptstadt des Entschleunigten ist. Vor mir der sprudelnde Brunnen der vier Kontinente – die Welt war, als der Brunnen auf die Piazza kam, klein, der fünfte Kontinent, Australien, gehörte noch zu Grossbritannien, und grösser als die Welt schien mir Triest zu sein in diesem Moment.

Hinter dem Brunnen funkelte das Meer in der Abendsonne, in mir brandeten prickelnd Aperol-Spritz-Wellen, die um diese Zeit in der ganzen Stadt wogten. Ein Kreuzfahrtschiff legte gerade ab und nahm all die Menschen mit, die tagsüber auf der Seele der Stadt herumgetreten waren. Eine lebendige Stille schlich über die Piazza und hüllte sie ein, der Drink schimmerte rotgolden im Sonnenlicht, und alles bis auf die Vergänglichkeit schien so weit entfernt wie der Rest der Welt oder so nah wie der nächste Drink.

## Portion Traurigkeit

Vergänglichkeit ist bis auf die Tatsache, dass sie fast unendlich ist, grundsätzlich nichts Tragisches. Sie ist gleichzeitig der Zerstörer und Erneuerer der Welt, das ist schade um all das Gute vielleicht, aber doch von Vorteil, weil es inzwischen mehr Schlechtes gibt als Gutes. Vergänglichkeit ist ein Thema und vielmehr noch ein

Gefühl, das sich in einem breitmacht so ab dem 55. Lebensjahr. Ziemlich plötzlich ist es dann da.

Man fängt an zu rechnen und erschrickt; fünfzehn Sommer, und man ist siebzig Jahre alt, und wenn dann von den fünfzehn Sommern, sagen wir, vier noch so unsommerlich sind wie der gegenwärtige, bleiben noch elf, ein paar werden durchschnittlich sein und im Schatten der Erinnerung verblassen. Dann bleiben vielleicht höchstens drei, die wir als Prachtsommer nie vergessen werden. Drei. Vielleicht auch nicht, womöglich ist man vorher schon entkoppelt von all dem irdischen Sein und entlassen worden in die grosse Ungewissheit.

Es ist mir ein Rätsel, weshalb gelegentlich der Tod in mir spricht gerade, wenn das Leben am lebenswertesten scheint. Kann sein, dass es aus Angst geschieht, weil man inzwischen schon beim Erleben von Höhepunkten weiss, dass sie sehr endlich sind. Ich weiss auch nicht, ob eine Portion, wie soll ich sagen, Traurigkeit vielleicht, ab einer gewissen Wegstrecke auf dieser Welt einfach dazugehört. Und ob die Welt, je länger man auf seinem Weg und auf ihr wandelt, einen mehr ins Unglück als ins Glück führt, obwohl die Zeit sowohl für das Glück als auch für das Unglück, das einem noch widerfahren könnte, immer weniger wird.

An diesem Tag im Sommer, als die Sonne im Meer versank, die Lichter auf der Piazza angingen, die Tische sich füllten und die Luft Stimmen trug und Lachen und Schweigen

auch, wurde mir klar, dass ich ein Arschloch bin, ein weinerliches und selbstverliebtes und ängstliches und bald verlorenes auch. Dass ich mir selbst keine gute Piazza war. Weil ich, wie so viele von uns wohl, vergessen nicht, aber verlernt habe, und zwar das wesentliche Ding mit dem Hier und Jetzt, und das Wesentliche am Hier und Jetzt ist die Fähigkeit des Loslassens. Man muss, eine bessere Gebrauchsanweisung für das Leben gibt es nicht, das Loslassen von Problemen einfach nur problemlos lösen.

## Zielstrebige Ziellosigkeit

Ich habe mir vorgenommen, wie diese Piazza Grande in Triest zu sein: mal belebt, mal verlassen, mal laut, mal leise, mal vom Regen durchnässt, mal von der Sonne gestreichelt, mal sauber, mal schmutzig. Ein Kontinent zu sein, auch wenn das Ich wahrscheinlich stets ein unerreichbarer Kontinent bleiben wird. Aber mich zumindest seinen Küsten nähern, nicht irgendwann, sondern im Hier und Jetzt.

Ich stand auf von diesem Tisch auf der Piazza, lief in die Gassen Triests, die schon vielen Suchenden Zuflucht waren, vorbei an der Statue von James Joyce, der ich einen Klaps gab, mit leichten Schritten, offenen Augen und der Seele als einem Schwamm, mit der zielstrebigen Ziellosigkeit eines Flaneurs, im Hier und Jetzt, der Vergänglichkeit davon und der nächsten entgegen, aber der Platz dazwischen war jetzt meiner.



# «Ausgewogenheit ist wichtig»

Jonas Lengacher, 32, war immer klar, dass er Metzger werden will. Beinahe brachte er es auch zum Kranzschwinger.

**A**m Morgen beginne ich nicht allzu früh, unser Betrieb schlachtet ja nicht. Zuerst mache ich die Fleischtheke zurecht. Wir führen alle gängigen Wurstwaren und Schinkenprodukte. Bekannt und ausgezeichnet sind unsere Rohwurstspezialitäten, denn wir wursten noch selber. Dann bearbeite ich Lieferscheine. Irgendwann beginne ich, die Tiere zu verarbeiten. Möglichst ohne Verlust, um eine hohe Gewinnschöpfung zu erzielen.

Die Metzgerei in Aeschi bei Spiez leite ich in der dritten Generation. Unser Beruf ist streng, man arbeitet oft am Samstag. Die Löhne sind in anderen Branchen höher, obschon körperlich weniger anstrengend. Trotzdem bin ich gerne Metzger, mein Beruf ist abwechslungsreich. Am meisten Freude macht mir der Verkauf, der Kundenkontakt. Zu beraten und die Geschichte hinter einem Lebensmittel zu erzählen, wird immer gefragt. Regionalität ist mir wichtig. Die Haltung muss dem Tierwohl entsprechen, nur so ist die Fleischqualität gut. Stirbt das Tier gestresst oder wird es schlecht gehalten, sinkt der Genuss.

## Welches Fleisch isst der Metzger?

Bei uns gab es früher täglich Fleisch, das Nahrungsmittel war in der Familie allgegenwärtig. Ich wuchs wohlbehütet auf, als jüngstes von drei Geschwistern. Mir war klar: Ich will Metzger werden. Früh half ich beim Vater, besonders die Wurstproduktion faszinierte mich. Meine Kindheit wurde vom Schwingsport geprägt, eine Familientradition. Schon mein Grossvater, auch Metzger, war Schwinger. Mein Vater stand beim Kilchberger Schwinget sogar im Schlussgang, er ist zweifacher Kranzschwinger am Eidgenössischen. Ich war auch ganz gut, in Zug 2020 verpasste ich diese Auszeichnung nur wegen eines Viertelpunkts. Heute bin ich technischer Leiter des Oberländischen Schwingerverbands. Im Dorf engagiere ich mich im Tourismus, bin im Vorstand der SVP Aeschi und in der Schulkommission. Ich finde, es gehört dazu, etwas zu machen.

Meine Metzgerlehre absolvierte ich in Thun. Danach zog es mich in die Ostschweiz und in den Gartenbau – der Liebe wegen. Nach einem Jahr merkte ich, auch andere Berufe können streng und schön sein. Wieder zurück im Berner Oberland, begann ich 2013 im Familienbetrieb. Es war klar, dass ich irgendwann übernehmen würde; nachdem mein Vater einen

Hirnschlag erlitten hatte, sowieso. Mit der Zeit wuchs ich in die Aufgabe hinein, der Übergang war dann fliegend. Seit April 2017 führe ich den Betrieb. Dass mein Vater noch da ist, hilft mir. Meine Mutter klinkte sich hingegen völlig aus. Sie hütet lieber ihre Grosskinder. Ich heiratete eine verständnisvolle Frau, wir haben ein Mädchen und einen Buben.

Heute essen wir nicht mehr täglich Fleisch. Wenn, dann gutes Fleisch, Schweizer Fleisch. Klar gibt es auch hierzulande Ausreisser. Man



«Wir wursten selber»: Jonas Lengacher.

kann aber mit gutem Gewissen Schweizer Fleisch essen. Total verzichten könnte ich sowieso nicht. Gegenüber Vegetariern und Veganern bin ich zwiespältig eingestellt, ich weiss nicht, ob das eine gute Ernährung ist. Ausgewogenheit ist wichtig. Am liebsten esse ich nicht mariniertes Rindfleisch, egal, welches Stück. Ein Rib-Eye-Steak oder Suppenfleisch vom Grill sind für mich, vom Genuss her, das höchste der Gefühle.

Mit unserem Betrieb versuchen wir, den Metzgerberuf wieder attraktiver zu machen, auch wenn wir nie die grossen Löhne zahlen können. Nachwuchsmangel ist unser grösstes Problem. Als Metzger braucht es ein Flair für den Verkauf, das Tier und die Landwirtschaft, zudem ist Kommunikation wichtig – eigentlich ideal für Frauen. Wer also körperbetonte Arbeit mag, sollte es sich überlegen.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

## Job-Angebot

**Impfstoffhersteller:** Es freut mich ausserordentlich, Sie persönlich empfangen zu dürfen, Herr Berset. Es ist mir wirklich eine ganz grosse Ehre. Hatten Sie eine angenehme Fahrt?

**Alain:** Ich danke Ihnen für die Limousine, die Sie mir zur Verfügung gestellt haben.

**Impfstoffhersteller:** Und? Haben Sie über unser Jobangebot nachgedacht?

**Alain:** Na ja, ich bin mir noch nicht ganz sicher.

**Impfstoffhersteller:** Wir bieten hervorragende Konditionen für unsere Kadermitglieder.

**Alain:** Meine Pension als Alt-Bundesrat lässt nichts zu wünschen übrig.

**Impfstoffhersteller:** Aber Sie sind doch noch zu jung, um in Pension zu gehen.

**Alain:** Nun, eine neue Herausforderung würde mich schon reizen.

**Impfstoffhersteller:** Ich würde Sie sehr gerne als neuen Marketing-Direktor bei uns begrüssen.

**Alain:** Ich weiss nicht, ob mir das wirklich liegt.

**Impfstoffhersteller:** Glauben Sie mir, Sie sind ein Naturtalent.

**Alain:** Aber ich habe keine Erfahrung mit der Pharma-Branche. Und von Marketing verstehe ich auch nichts.

**Impfstoffhersteller:** Machen Sie sich keine Sorgen. Was Sie als Bundesrat bisher geleistet haben, hat uns restlos überzeugt.

**Alain:** Und Sie denken, ich bin der richtige Mann für diesen Posten?

**Impfstoffhersteller:** Ich könnte mir keinen besseren vorstellen. Ich bin von Ihnen schlichtweg begeistert.

**Alain:** Was müsste ich denn als Marketing-Direktor tun?

**Impfstoffhersteller:** Denken Sie gar nicht erst darüber nach. Machen Sie einfach alles genau so wie bisher.

Andreas Thiel

## Grund zu Feiern

Davies and Brook, Claridge's-Hotel,  
Brook St, London W1K 4HR (1 Michelin-Stern).

Der Umgang mit der zur Pandemie ausgerufenen Corona-Krise hat eine grosse Zahl unerwünschter Nebenwirkungen. Reisen etwa ist komplizierter geworden als zu Zeiten des Eisernen Vorhangs, und als ich kürzlich für einen Interviewtermin im Auftrag des *Caminada-Magazins* nach London reisen konnte, war das durchaus aufregend. Nicht, weil die Vorbereitung mit Formularen, Tests und Nachweisen im Vorfeld Stunden in Anspruch nimmt, sondern weil die Freude, dies überhaupt tun zu können, gross war.

Nach der Arbeit schien es mir angebracht, dieses Ereignis mit einer kleinen Feier, an der nur ich selbst teilnahm, zu feiern. Ich hatte einen Tisch im «Davies and Brook», dem Lon-



doner Ableger des Schweizer Küchenweltstars Daniel Humm, gebucht, weil das eine Art von gehobener Gastronomie ist, die mir zusagt: Die Musik ist nicht zu leise, die Tischdecken sind zwar weiss und gebügelt, aber das Personal ist unprätentiös und locker-freundlich und das Essen hervorragend.

Der Festlaune entsprechend stellte ich mein Menü zusammen: zunächst eine Art salziges Tortenstück mit mürbem Sesamboden, vollmundiger Bonito-Creme, darauf eine Schicht

leicht süsslicher Kürbis-Mousse und schliesslich ein feiner Belag aus salzigem Osietra-Kaviar. Als Reminiszenz an meinen ersten Besuch hier im Jahr 2019 – und gewissermassen als Gewissenskompensation für den Hauptgang – gab es die unvergleichliche Aubergine mit Senfsaat, schwarzem Knoblauch und Radieschen.

Gutes Essen muss nicht luxuriös sein, aber es darf, und wenn schon, dann richtig. Daniel Humms Huhn mit knuspriger Haut, unter der sich eine Füllung aus schwarzem Trüffel, Foie gras und Brioche verbirgt, ist ein zeitgemässes Denkmal der klassischen französischen Küche und ein perfektes Gericht, wenn es einen Grund zum Feiern gibt. Mit Trüffeljus und einer zusätzlichen Schale mit Geflügelschenkel-Ragout, Foie gras und Kartoffelschaum war das ein gelungenes Fest.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Saint-Emilions neuer Schlüssel

Clavis Orea Saint-Emilion Grand Cru 2018.  
14,5%. Daniel Gazzar, Pully. Fr. 23.69.  
[www.daniel-vins.ch](http://www.daniel-vins.ch)

Wein ist ein Handelsgut, und das kommt nun mal ohne Marketing nicht aus. Auch wenn das einige Liebhaber und Wein-Mythomanen partout nicht wahrhaben wollen, die sich Verhältnisse erträumen wie zu Urväter Zeiten. Da kam der Wein entweder vom Bauer nebenan (wenn es denn der Hauswein für den täglichen Gebrauch sein sollte), oder er kam von Produzenten, die sich zu nobel dazu waren, um ihre Produkte viel Aufhebens zu machen: Man hatte einen Namen, und wer den nicht kannte, war ohnehin der Ehre nicht würdig, zur Kundschaft zu zählen.

Selbstredend sind diese Zeiten vorbei, und zweifelsohne ist mitunter das beste Marketing jenes, das sich selbst zum Verschwinden bringt. Wein als eine Materie des wahren Genusses (oder der genussvollen Wahrheit) verträgt sich schlecht mit ökonomischen Banalitäten in der Vorstellung jener Konsumenten, die



handkehrum sehr wohl den Preis einer Flasche im Auge haben.

Wie auch immer: Ein Wein, der Clavis Orea heisst, goldener Schlüssel auf Deutsch, setzt sich a priori dem Verdacht aus, nicht gewachsen, sondern kunstvoll auf den Markt hin gemacht zu sein. Tatsächlich ist einer der Väter dieses jungen Saint-Emilions (erster Jahrgang: 2015) Lahcene Boutouba, ein renommierter Sommelier und Marketingfachmann. Der andere, Franck Jugelmann mit Namen, ist der Önologe, mit einiger Erfahrung in der Beratung von zum Teil angesehenen Gütern im Bordelais. Damit wären wir nach dessen Image endlich beim Wein selbst, und der ist, mag dies Orthodoxen passen oder nicht, so beschaffen, dass die nicht Bornierten unter ihnen mit dem ers-

ten Schluck erwachen und dem Neuling (und sich selbst) eine Chance geben. Natürlich ist die Cuvée aus 75 Prozent Merlot, 15 Prozent Cabernet Franc und 10 Prozent Cabernet Sauvignon so angelegt, dass sein Genuss nicht erst lange Anleitungen und Meditationen voraussetzt.

Der Jahrgang 2018 ist mit etwas Dekantieren schon jetzt ein grosses Vergnügen: in der Nase viel dunkle Frucht, aber auch feine Würze (Lakritz, etwas Tabak, der eine oder andere mag auch etwas schwarzen Trüffel ausmachen). Ein keineswegs verschämt zurückhaltender, durchaus opulenter Saint-Emilion, aber mit seiner differenzierten, auch komplexen Aromatik keineswegs ein rampengeiler Ranschmeisser. Dieser Clavis Orea stellt sein Licht nicht unter den Scheffel, er will sein Publikum hier und jetzt erreichen, aber dieses auch in zwanzig Jahren nicht enttäuschen.

Will sagen: Was uns hier mit unverkennbar geschicktem Marketing angeboten wird, hat auch Charakter. Der Clavis Orea ist nicht nur seinen Preis (auch der passt), er ist auch seine Lobpreisung wert.

# Schöne Normalität

Wie die Zukunft von Opel aussieht, zeigt das kompakte SUV Mokka: gutes Design und angenehme Sachlichkeit zugleich.



Als (Auto-)Journalist ist es keine schlechte Idee, sich ab und zu in Erinnerung zu rufen, dass man in der Regel über seine Verhältnissen lebt beziehungsweise fährt. Es gibt dafür eine schöne Textzeile der deutschen Rap-Band Die Fantastischen Vier: «Du bist nur Gast hier, du fasst hier nichts an» (aus «Buenos Dias Messias»). Gemeint ist, dass wir Autotester uns die wenigsten Fahrzeuge leisten könnten, über die wir schreiben.

Deshalb habe ich mich über den Opel Mokka gefreut, den könnte ich mir leisten, und das wäre auch durchaus ein Auto für den sinnvollen alltäglichen Gebrauch. Das kompakte SUV sieht ziemlich gut aus, finde ich. Bei Opel spricht man sogar von einer «radikalen neuen Design-Sprache». Das ist natürlich richtig, wenn man berücksichtigt, dass es den Autohersteller aus Rüsselsheim schon seit 1862 gibt und dass viele Leute mit automobiler Geschichtsbewusstsein sich noch an den Kadett oder den Senator erinnern könnten, zu dem in meiner Fantasie zwingend ein Fahrer mit Hut gehörte oder ein Hut, der auf der hinteren Ablage mitfuhr.

Mit dem Mokka ist den Opel-Designern deshalb sogar ein Wurf gelungen, der das moderne Gesicht der Marke prägt. Das Auto mit der leicht erhöhten Sitzposition ist angenehm, praktisch, handlich, es bietet eine angenehme Art schöner Normalität, ohne dabei langweilig zu wirken. Und der Einstiegspreis von 24 490 Franken scheint mir auch einigermaßen demokratisch zu sein.

Mein Testwagen war das Modell GS Line im sportlichen Stil, zu dem zum Beispiel ver-

schiedene Lackierungsoptionen gehören: die Karosserie weiss, das Dach schwarz, dazu Akzente in Rot – mit ein Grund dafür, dass der Mokka eine jugendliche Frische ausstrahlt, ohne dabei zu angestrengt zu wirken. Mit einem 1,2-Liter-Turbobenziner, 130 PS Leistung und einer 8-Gang-Automatik ist der Mokka sinnvoll unterwegs. «Man reisst damit keine Strassen auf», wie mein Autofreund Ralph zu sagen pflegt, ist aber trotzdem flott und recht sparsam unterwegs.

Zu den serienmässigen Extras gehören eine Klimaautomatik oder getönte Seitenscheiben, was mir aus ästhetischen und auch praktischen Gründen unerlässlich erscheint bei einem Auto. Und ich würde kein Auto für jeden Tag haben wollen, das nicht über Assistenzsysteme für teilautonomes Fahren verfügt. Der im Paket enthaltene Active Drive Assist nimmt einem bei Fahrten auf notorisch überlasteten Nationalstrassen viel Arbeit ab und erledigt sie zuverlässiger, als man das selber könnte. Dieser Auftritt angenehmer, praktischer Sachlichkeit in einem schöngeschneiderten Kleid macht den Opel Mokka empfehlenswert.

## Opel Mokka GS Line 1.2 Turbo

Motor/Antrieb: 3-Zylinder-Turbobenziner, Frontantrieb, 8-Gang-Automatik; Hubraum: 1199 ccm, Leistung: 130 PS / 96 kW; max. Drehmoment: 230 Nm bei 1750 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 9,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Verbrauch (WLTP): 5,9 l / 100 km; Preis: Fr. 31 200.–, Testwagen: Fr. 35 800.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Chinesische Vielfalt

ThinkPad X1 Fold von Lenovo  
Ab Fr. 1449.– erhältlich

In ihrem riesigen Heimmarkt müssen die Chinesen nicht zwingend innovativ sein. Stellen sie etwas für den internationalen Markt her, sieht es etwas anders aus, weil die Konkurrenz grösser ist. So brachte Lenovo Anfang Jahr das erste Notebook mit faltbarem Bildschirm in den Handel. Der ThinkPad X1 Fold ist zweifelsohne ein reizvolles Ding. Aufgeklappt hat der Bildschirm eine Diagonale von knapp 34 Zentimetern, das Gerät wiegt ein Kilo. Ergänzt wird es mit einer externen Tastatur, die beim Schliessen elegant ins Tablet eingebettet werden kann.

Bei Lenovo handelt es sich um einen unternehmerischen Giganten, der weltweit Marktführer in der Produktion von Computern und Smartphones ist. 1984 von ein paar chinesischen Wissenschaftlern gegründet, übernahm die Firma im Lauf der Zeit die PC-Sparte von IBM, kaufte Motorola auf und erzielte 2019 einen Umsatz von 50,7 Milliarden Dollar. Lenovo beschäftigt etwas über 60 000 Angestellte. Mit dem ThinkPad X1 Fold gelang dem Unternehmen ein erfinderischer Coup.

In der Schweiz ist der Preis für den Lenovo-Falt-PC rasant gefallen. Das günstigste Modell kam vor ein paar Monaten für knapp 2700 Franken in den Handel, im Moment ist es – zum Beispiel bei Melectronics – für 1449 Franken erhältlich. Wahrscheinlich hat das damit zu tun, dass Samsung fürs nächste Jahr ebenfalls ein Notebook mit Klappbildschirm angekündigt hat. Jetzt ist man natürlich gespannt, was Apple macht.

*Benjamin Bögli*

# Pop-Art für das Smartphone

Das Smartphone dematerialisiert, was die Popkultur einst ausmachte: Magazine, Bücher, CDs. Auch das Prinzip des Musikalbums, der kuratierten Reihenfolge von Songs, wird mit dem Durchbruch von Spotify in Frage gestellt. Die Cover-Art bildet eine untrennbare Einheit mit der Musik. Sie ist nicht selten ein Verkaufsargument. Man denke nur an «The Dark Side of the Moon» von Pink Floyd. Was ist die Grafikkunst in einer Zeit, in der sich das Cover von der Haptik des Gedruckten in ein paar Pixel auflöste und von 31,5 x 31,5 auf zirka 14 x 7 Zentimeter schrumpfte? Der kanadische Rapper Drake zeigt mit seinem neusten Werk, «Certified Lover Boy», wohin sich Art-Work entwickelt. Es zeigt zwölf Emojis einer schwangeren Frau mit unterschiedlichen Haut-, Haar- und Kleiderfarben. Gestaltet wurde es von einem der reichsten Künstler der Welt, Damien Hirst. Der Brite erweist sich damit doppelte Reverenz: Die Emojis erinnern nämlich formal an seine ikonischen «Spot Paintings» und inhaltlich an seine Plastik «Virgin Mother».

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Cover des Albums «Certified Lover Boy» von Drake, gestaltet von Damien Hirst.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Unsere achtzehnjährige Tochter unterliegt einem «Markenwahn», der uns zunehmend beunruhigt. Sie wird von ihrer Mädchenclique zum Dauershopping teuerster Produkte angestiftet, bei der sich die meisten viel mehr leisten können als die Tochter. Diese gibt dafür ihr letztes Geld aus und pumpt ständig ihre Eltern an. Wie sollen wir mit dieser Anspruchshaltung eines sonst gefreuten Kindes umgehen?*

**E. S., Winterthur**

Sie erleben keine Seltenheit. Achtzehnjährige Töchter lieben oft das Extravagante. Und das Extravagante sind oft besondere Markenkleider. Dass Sie für diese teure Leidenschaft einfach der «Mädchenclique» die Schuld zuweisen, muss ich Ihnen überlassen. Aber gerade bei solchen Modesachen wirkt natürlich der Gruppenzwang. Was tun? Meines Erachtens kon-



sequent dafür sorgen, dass Ihrer Tochter nicht so viel Geld zur Verfügung steht – nicht mehr, als sie selbst hat. Und als Eltern ist es dann die Pflicht, nein zu sagen, wenn Ihre Tochter Sie «ständig anpumpt». Nein sagen ist ganz wichtig. Hilfreich ist, Ihrer Tochter darzulegen, dass man selbst für das Leben verantwortlich ist und dazu eben auch die sinnvolle Einteilung des Geldes gehört. Dieser Anspruchshaltung kann man mit liebevoller Entgegnung und konsequenter

Ablehnung der finanziellen Unterstützung für unnötige Sachen am besten entgegen-treten. Vor allem wird dies bei einem «sonst gefreuten Kind» – wie Sie schreiben – am besten wirken. Und erfahrungsgemäss sind die Kinder auch in späteren Jahren den Eltern dankbar dafür.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Torsten Poels

Der Internet-Unternehmer hat die weltweit bedeutendste Kaderschmiede für die digitale Wirtschaft aufgebaut. In seiner Freizeit pflanzt er Bäume in Costa Rica.

Zwar lebt Torsten Poels in Zürich, seine norddeutsche Prägung hat sich der nördlich von Hamburg aufgewachsene Unternehmer allerdings bewahrt. Das zeigt nicht nur sein Hobby, das Segeln, sondern auch seine direkte, schnörkellose Kommunikation. Beim Treffen mit der *Weltwoche* trinkt Poels ein Mineralwasser. In einer Bar im Zürcher Prime Tower sitzt uns ein kaum bekannter Gigant der Schweizer Internet-Wirtschaft gegenüber. Schon zu den frühesten Anfängen des Internets hat Poels eine Leidenschaft für Bits und Bytes entwickelt, die ihn seither nicht mehr loslässt. 1985, das Unternehmen Cisco war damals gerade ein Jahr alt, ging er nach San Francisco, um sich als Trainer für die Produkte des Unternehmens ausbilden zu lassen. «Eine Zeitlang war ich der einzige Cisco-Trainer in Europa.»

## In neunzig Ländern aktiv

Aus dem Einmannbetrieb wurde ein Unternehmen. 1997 verkaufte Poels seine Firma, die zu beträchtlicher Grösse angewachsen war, um fünf Jahre später abermals durchzustarten. «Ich war damals 35 Jahre alt – zu früh, um in Rente zu gehen.» Er beschloss, das Thema der Internet-Ausbildung nochmals frisch anzupacken, «diesmal richtig, gross und weltweit». Fast Lane war geboren. Poels flog in Dutzende Länder, um lokale Gesellschaften aufzubauen. Heute ist das Unternehmen, dessen globale Aktivitäten Poels in einer Schweizer Holding zusammengezogen hat, der unangefochtene Marktführer in der schnell wachsenden Welt der globalen ICT-Ausbildung.

Insgesamt 3900 Trainer sind im Auftrag von Fast Lane unterwegs. Das Einzugsgebiet umfasst neunzig Länder, darunter die Schweiz. «Über unsere Schweizer Gesellschaft bedienen wir international tätige Firmen, die ihre globale Weiterbildung bei uns einkaufen.» Auch zahlreiche helvetische KMU vertrauen auf die Fast-Lane-Trainer. Das Geschäftsmodell von Poels' Firma besteht darin, als Ausbildungspartner der wichtigen Hersteller die Fähig-

keiten weiterzugeben, die zur Beherrschung ihrer Technologien nötig sind. Die Kunden von Fast Lane umfassen all jene Unternehmen, die darauf angewiesen sind, dass ihre Spezialisten stets auf dem neuesten Stand sind. Die Kundenliste liest sich wie das Who's who von Indust-



*Spezialisten aus aller Welt:* Innovator Poels.

rie und Behörden. In der Schweiz arbeitet Fast Lane beispielsweise für Nestlé, ABB, UBS und den Bund.

Die Tiefe der Zusammenarbeit ist frei wählbar, von einzelnen Kursen nach Tagesbedarf bis zum Outsourcing der gesamten Weiterbildung, «vom Einsteigerkurs bis zur hochspezialisierten Technologie». Solche Kontrakte «umfassen durchaus zweistellige Millionen-

beträge». Besonders gross, erzählt Poels, ist die Nachfrage derzeit für Cloud-Ausbildungen («Wir sind für alle drei führenden Hyperscaler zertifiziert: Microsoft, Amazon Web Services und Google») und für die Datensicherheit. «Als ich Fast Lane gegründet habe, hätte ich mir nicht vorstellen können, welche Grössenordnung die Problematik der Cyber-Attacken annehmen würde.» Es gebe zwei Arten von Firmen: jene, die bereits gehackt worden seien, und jene, die nicht wüssten, dass sie bereits gehackt worden seien.

Seine Rolle sieht der Gründer als globaler Chef-Strategie. «Ich muss sicherstellen, dass wir die richtigen Schwerpunkte bei den Technologien und in der Marktbearbeitung setzen.» Dabei hilft die jahrzehntealte Verbindung ins Silicon Valley. «Mein erster Geschäftsflug nach der Pandemie wird mich bestimmt nach San Francisco führen.»

## Lernen im eigenen Tempo

Wie es sich für ein digitales Unternehmen gehört, finden viele Ausbildungen via Internet statt. Dafür hat Fast Lane eine eigene audiovisuelle Lernplattform aufgebaut, die es auch Universitäten zur Verfügung stellt. Zu den Kunden gehört beispielsweise die London School of Economics. «Im deutschsprachigen Raum sind leider die Universitäten noch zu sehr in der Vergangenheit verhaftet.» Die Zukunft sei das lebenslange Lernen «im eigenen Tempo». Die jüngere Generation erwarte diese Flexibilität in den Ausbildungen.

Einen privaten Ausgleich zur schnell-drehenden Welt des Internets findet Torsten Poels bei Segelregatten in der Karibik und beim Bäume pflanzen in Mittelamerika. Im Jahr 2000, er hatte gerade seine erste Firma verkauft, gründete der Unternehmer eine Stiftung, die sich der Aufforstung in Costa Rica widmet. Poels beklagt die Umweltschäden, die durch die Rodung des Regenwaldes vielerorts entstanden sind. Seit Anbeginn hat seine Stiftung über tausend Hektaren Regenwald neu erschaffen.

*Florian Schwab*

# König von Menorca

Iwan Wirth, Chef der Schweizer Galerie Hauser & Wirth, öffnet ein Museum auf einem Felsen im Mittelmeer. Reichen Sammlern bietet er neben Meisterwerken auch unbezahlbare Erlebnisse.

Mark van Huisseling

Wenn man auf der Terrasse des Hotels «Port Mahón» sitzt und über den Hafen blickt, kommt einem ein Witz in den Sinn. Unterhalten sich zwei Männer über die Boote, die vor ihnen liegen: «Dieses gehört einem Private Banker. Dieses auch. Und dieses ebenfalls . . .» Fragt der Dritte am Tisch: «Und wo sind die Yachten der Bankkunden?» Worauf die beiden Banker lachen – die Kunden haben nicht mehr genug Geld für solche.

Im übertragenen Sinn trifft das Bonmot heute besser auf Kunsthändler zu. Bloss geht es dann nicht um Yachten, sondern um Meisterwerke, um private Museen. Und um Inseln.

Jedenfalls wenn es sich bei dem Kunsthändler um Iwan Wirth handelt, den Präsidenten und Mitgründer von Hauser & Wirth, einer Galerie für zeitgenössische Kunst und moderne Meister. Diesen Sommer öffnete der 51-jährige Schweizer eine weitere Niederlassung, ach was: ein Museum, auf Menorca. Es handelt sich dabei um die 17. location des Unternehmens, das in der Londoner *Financial Times* als «Marktplatz der Ideen» beschrieben wird und in der *New York Times* (NYT) schlichter als «Swiss megagallery».

## Es begann im Untergeschoss

Um genau zu sein: Das Hauser-&Wirth-Museum liegt nicht auf Menorca, der ruhigsten der Baleareninsel. Sondern auf der Isla del Rey, einem Felsen, der im Hafen der Hauptstadt Mahón aus dem azurblauen Wasser ragt. Darauf befindet sich ein seit Jahrzehnten nicht mehr benutztes altes Marinespital. Und seit neustem der vielleicht sehenswerteste Schau-raum der Galerie mit vielen sehenswerten Schauräumen.

Es wäre untertrieben, dazu «weitab vom Schuss» zu sagen. Bis Palma, der Hauptstadt von Mallorca, sind es rund 160 Kilometer Luftlinie respektive etwas mehr auf dem Wasserweg; Ibiza ist zirka 100 Seemeilen entfernt, nach Antibes oder Porto Cervo – oder wo immer superreiche Kunstkäufer ihre Sommer verbringen – sind's 270 Seemeilen.

Das ist kein Nachteil, im Gegenteil, darum geht es. Als Mega-Galerie sollte man nicht nur beste Kunst verkaufen, vermitteln und zeigen, das tun alle am obersten Ende des Markts, also auch Gagosian, White Cube, Pace – sie bilden mit H & W die Big Four. «Hauser & Wirth dagegen handelt zunehmend mit *experiences*», Erlebnissen (NYT).

Zurzeit (und noch bis Ende Oktober) ist in den von Luis Laplace, einem «Stardesigner» (AD-Magazin) aus Argentinien mit Atelier in Paris, frisch renovierten Nebengebäuden des Spitals die Mark-Bradford-Schau «Masses and Movements» zu sehen; die meisten der Bilder und Objekte des bald sechzigjährigen Amerikaners konnten schon vor der Eröffnung platziert werden, und zwar an Institutionen, sagt Mar Rescalvo, Direktorin von Hauser & Wirth Menorca. Mit anderen Worten: ein Verkauf-

*«Alles läuft gut – jetzt», sagt Iwan Wirth. Doch bis es so weit war, dauerte es sechs Jahre.»*

schlager. Werke des Künstlers, «zwischen Abstraktion und Figuration schillernde Malerei, technisch wie konzeptuell komplex» (Welt), seien wirtschaftliche Assets, «Bluechips, wie man im Kunsthandel sagt». Rund vierzig davon erzielten auf Auktionen Preise von mehr als einer Million Euro, der Rekord liegt bei 10,16 Millionen Euro im Jahr 2018 für das Bild «Helter Skelter I».

Angefangen hat die Laufbahn des heutigen Kunst- und Inselkönigs Iwan Wirth wenig vielversprechend im Jahr 1986: im Untergeschoss eines Wohnblocks mit Friseurladen in Wil, Kanton St. Gallen. Was Wirth dort schnell lernte, war, dass man als Galerist nicht unbedingt mit Immobilienentwicklern Geschäfte zu machen braucht (ein solcher war sein Vermieter). Aber dass man mit Künstlern und Sammlern zusammenarbeiten muss. Doch woher sollte der damals Sechzehnjährige solche nehmen? Die Antwort ist die Erfolgsgeschichte von H & W, Hauser & Wirth.

Bei Hauser handelt es sich um Ursula, die Schwester von Walter Fust; ihnen gehörte der Elektrogerätehändler gleichen Namens. Nach dem Verkauf des Unternehmens lernte sie Wirth kennen. Und beauftragte ihn, ihre Kunstsammlung aufzubauen.

So war er zu seiner ersten Sammlerin gekommen. Bald stiess Friedrich Christian «Mick» Flick, ein Erbe der Firma, die Beteiligungen an Rüstungsunternehmen während des Zweiten Weltkriegs hielt, dazu. Wirths Galerie befand sich zu dieser Zeit nicht mehr in Oberuzwil, sondern in Zürich.

Mittlerweile ist die Schweiz ein Land unter vielen, in dem H & W Standorte unterhalten, die 58 Künstler und 37 Nachlässe repräsentieren. Die Galerie mit mehreren hundert Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist in Amerika vertreten (New York, Los Angeles, Southampton), in Grossbritannien (London), Monaco oder China (Hongkong), und laufend kommen neue Niederlassungen, Künstler sowie weitere Nachlässe dazu.

Bevor wir's vergessen: Ursula Hauser ist längst nicht mehr bloss Wirths erste reiche Sammlerin und Geschäftspartnerin, sondern auch seine Schwiegermutter – 1996 heiratete er ihre Tochter Manuela, das Paar hat vier Kinder. Und die Schweiz verlassen, die Familie lebt in Bruton, Grafschaft Somerset, knapp 200 Kilometer westlich von London. *In the middle of nowhere?* Kann man so sagen. Respektive konnte man. Bevor die Wirths aus der Durslade Farm eine Galerie / einen Kunstbauernhof / einen Ort auf der Landkarte der *art world* machten. Das ist sieben Jahre her, und 2019 fuhren 110 000 Besucher hin.

Was uns retour führt auf die Insel. «Alles läuft gut – jetzt», sagt Iwan Wirth. Doch bis es so weit war, dauerte es sechs Jahre. Menorcas Mühlen mahlen langsam – Insel und Bauten sind im öffentlichen Besitz. Sogar (oder erst recht) wenn reiche Ausländer viel Geld investieren wollen: Vier Millionen Euro der Firma H & W (deren halbjährliche Umsätze im «neunstelligen Bereich und darüber liegen dürften», *Handelsblatt*) flossen in Luis Laplaces Umbau der alten Häuser respektive den von Piet Oudolf,



«Happy und erleichtert»: Unternehmer Wirth mit Gattin Manuela, neue Hauser-und-Wirth-Niederlassung bei Menorca.

dem niederländischen Star-Landschaftsarchitekten, gestalteten dazugehörigen Park auf der Isla del Rey. Im Gegenzug erhielt die Galerie die Nutzungsrechte für fünfzehn Jahre (plus zehn Jahre Verlängerungs-Option).

### In fünfzehn Minuten auf der Kunstinsel

Es sei nicht selbstverständlich, dass das Vorhaben überhaupt umgesetzt werden konnte. «Doch wir konnten den Verantwortlichen zeigen, was wir in Bruton bereits machen.» Der Kunstbauernhof in Somerset habe Vertrauen geschaffen bei den Entscheidungsträgern. Vertrauen, dass «das Ganze eine Herzensangelegenheit ist für uns», sagt Wirth.

«Sagt Wirth» sind, nebenbei erwähnt, zwei Worte, die man nicht sehr oft liest. Er gibt selten Interviews. Doch manchmal hat man Reporter-glück – ich sah ihn während des Mittagessens im «Cantina», wo Inselgäste unter Olivenbäumen sitzen. Wir redeten dann über Tomaten, ausserordentlich feine Tomaten immerhin (mit dünn geschnittenen grünen Zwiebeln und Olivenöl, 12 Euro), die's zur Vorspeise gibt – sie kommen vom «Cantina»-Betreiber Luis Anglés, ihm gehören ein Bauernhof sowie das Weingut Binifadet, Menorcas wichtigstes. Wirth macht lieber Geschäfte, als darüber zu sprechen. Er sei

«happy und erleichtert», sagt er, «ausser dass unsere Ferien nun auch Arbeitszeit sind». Das Sommerhaus seiner Familie befindet sich auf Menorca.

Das Essen kommt, höchste Zeit, das Interview, das keines war, zu beenden. Letzte Frage: Muss sich die Niederlassung rechnen? Antwort: «Schön, dich zu sehen, geniess die Insel, die Show – und die Tomaten» (Wirth und ich sind ein bisschen bekannt miteinander). Andere Quelle, andere Antwort: «Betriebe wie das <Fife Arms>-Hotel in Schottland, ein geplantes Pub für Klubmitglieder in London oder die auf der Isla del Rey tragen mehr zu Kundenbindung und Markenbildung bei als zum Einkommen» (Clayton Press, amerikanischer Sammler und Universitätsdozent, in der NYT).

Die Überfahrt von der Ferien- zur Kunstinsel dauert fünfzehn Minuten, im Sommer stündlich, sonst nach Bedarf, legen Boote an der Mole von Mahón ab. Ein Augenschein ergab, dass der Bürgermeister von Mahón, Héctor Pons, wohl recht hatte, als er am Telefon von den «neuen, richtigen Gästen» sprach: Bloss rund die Hälfte der Passagiere waren übliche Urlauber, Familien mit Kindern auf Entdeckungsreise im grossen Hafen. Die andere Hälfte stellten Mitglieder der sogenannten *art crowd*, Bewohner

der Kunstwelt, erkennbar an dicken Brillen, schicken Leinenhemden für Männer, Walleckleidern für Frauen beziehungsweise merkwürdiger Mode für genderfluide Menschen.

Das Einzige, was nicht mal Iwan Wirth Gästen bieten kann, sind Hotelsuiten auf der Königsinsel. Obwohl, wer drüber schlafen möchte, bevor er vielleicht ein millionenteures Bild kauft, wüsste das Angebot wahrscheinlich zu schätzen... Aber öffentlicher Grund, Naturschutzgebiet et cetera – da musste Bürgermeister Pons «no» sagen. Doch wer weiss, vielleicht ändert sich die Lage. Das (katalanische) Inselmotto laute «poc a poc», Schritt für Schritt.

Ein paar *pocs* weiter ist H & W bereits in Gstaad, am Fuss der Berner Alpen. Seit einiger Zeit mietet Wirth das «Vieux Chalet», eigentlich drei «Chalets», wie Villen dort genannt werden. Die Galeristen veranstalten darin kleine Ausstellungen und Events für gute Kunden. Die längste Zeit gehörten die alten Häuser Gunter Sachs. Doch nach dessen Tod fand sich kein neuer Bewohner. Iwan Wirth griff zu. Oder mit anderen Worten: Auf den Kunstsammler (und Industrieerben) folgte der Kunsthändler. Was zurückführt zum anfangs gezeigten Bild: Und wo sind die Jachten beziehungsweise die Villen der Kunden?

# Selbstbestimmung nach dem Tod

Menschen haben unterschiedliche ethische Werte. Warum wird darauf herumgetrampelt?



**I**m Falle meines Todes gestatte ich die Entnahme jeglicher Organe aus meinem Körper, deren Transplantation auf einen anderen Menschen möglich ist.» Seit etwa zwanzig Jahren ist mein Portemonnaie mit einem Spenderausweis ausgestattet. Ich sehe das Haushalten mit meinem toten Körper pragmatisch: Wenn meine Organe für mich nicht mehr von Bedarf sind, sollen sie wenigstens anderen Menschen helfen. Sozusagen als meine letzte gute Tat.

Das kann und darf man anders sehen. Auf der spirituell religiösen Ebene etwa, da lebt die Seele im Herzen weiter, man will «als Ganzes» begraben werden.

Dann gibt es Leute, die halten Organtransplantationen grundsätzlich für Frankenstein-Methoden und lehnen sie bei sich selbst ab. Auch der Aspekt des Misstrauens besteht: Was, wenn ich im Spitalbett liege und meine Überlebenschancen im Keller sind? Wird dann zu meiner Rettung wirklich alles unternommen, wenn im Zimmer nebenan ein Zehnjähriger dringend ein Herz braucht?

Natürlich darf man dies als Schwarzmalerei abtun. Aber Skepsis gegenüber dem Gesundheitswesen kann man Menschen nicht verübeln, zumal ja immer wieder Schaudererregendes ans Licht kommt. Wie etwa, dass «jede dritte Operation unnötig» ist, wie die Schweizer Patientenorganisation laut Srf.ch 2018 schätzte. «Wenn du zweimal sagst, es zwick im Rücken, wollen sie dir die Hüfte auswechseln», ist ein Satz, den ich von älteren Menschen tatsächlich oft höre.

Das Interessante ist, viele Menschen machen sich über ihr persönliches Postmortal-Programm nicht übermässig viele Gedanken. Älterwerden und Sterben liegen weit weg. Oder aber man hat Angst, darüber nachzudenken.

Was mit den Organen nach dem Ableben passieren soll, ist darum oft nirgends dokumentiert;

man weiss manchmal nicht einmal genau über den Willen der Familienangehörigen Bescheid. Oder kennen Sie die Wünsche Ihrer Eltern? Ihrer Geschwister?

Diese, nennen wir es: Nachlässigkeit will der Staat für seine geplante Änderung des Transplantationsgesetzes ausnutzen. Das Ziel: Wer eine Transplantation benötigt, soll weniger lange auf ein Organ warten müssen. Bisher brauchte es für eine Organentnahme das ausdrückliche Einverständnis des Spenders. Neu will der Bundesrat festlegen, dass jeder, der seinen Willen zu Lebzeiten nicht festgehalten hat, automatisch zum Organspender wird (wenn er im Spital stirbt). Ohne geäusserte Ablehnung wird von einer Zustimmung ausgegangen; Angehörige können bei einer Organentnahme immerhin intervenieren. Wer also nicht will, dass sein toter Körper aufgeschnitten und in lebende Menschen verteilt wird, muss dies eintragen lassen. Mit der sogenannten Widerspruchslösung befasst sich der Ständerat am 20. September.

**S**tellt man sich all die Fälle vor, bei denen Menschen jahrelang auf Wartelisten für ein Spenderorgan stehen, denen man Hoffnung geben oder deren Leben man retten könnte, scheint diese Lösung auf den ersten Blick sinnvoll. Das Problem ist: Eine Spende setzt den expliziten Wunsch des Spenders voraus. Ohne geäusserte Zustimmung wäre es eventuell ein ungewollter Eingriff. Ein Übergriff. Das Einverständnis muss unbedingt eine Voraussetzung sein, ohne die weder Medizin noch Staat Anspruch auf den Körper eines Individuums haben dürfen, auch nicht für ein wichtiges Ziel.

Mit der Widerspruchslösung träte ein Automatismus ein, der auf dem Selbstbestimmungs- und Persönlichkeitsrecht des Verstorbenen herumtrampelt. Wieso spielt das Wörtchen

«einvernehmlich», das ansonsten stets leidenschaftlich hochgehalten wird, hier plötzlich keine Rolle?

**N**atürlich kann man argumentieren: Wer seine Organe nicht zur Verfügung stellen möchte, kann das ja zu Lebzeiten festhalten. Sich mit dem Entscheid auseinandersetzen, sei kein grosses Ding. Das Leben eines Menschen solle nicht davon abhängen, ob jemand sich die Spendefrage aus Vergesslichkeit gar nie gestellt hat. Oder aus Verdrängung.

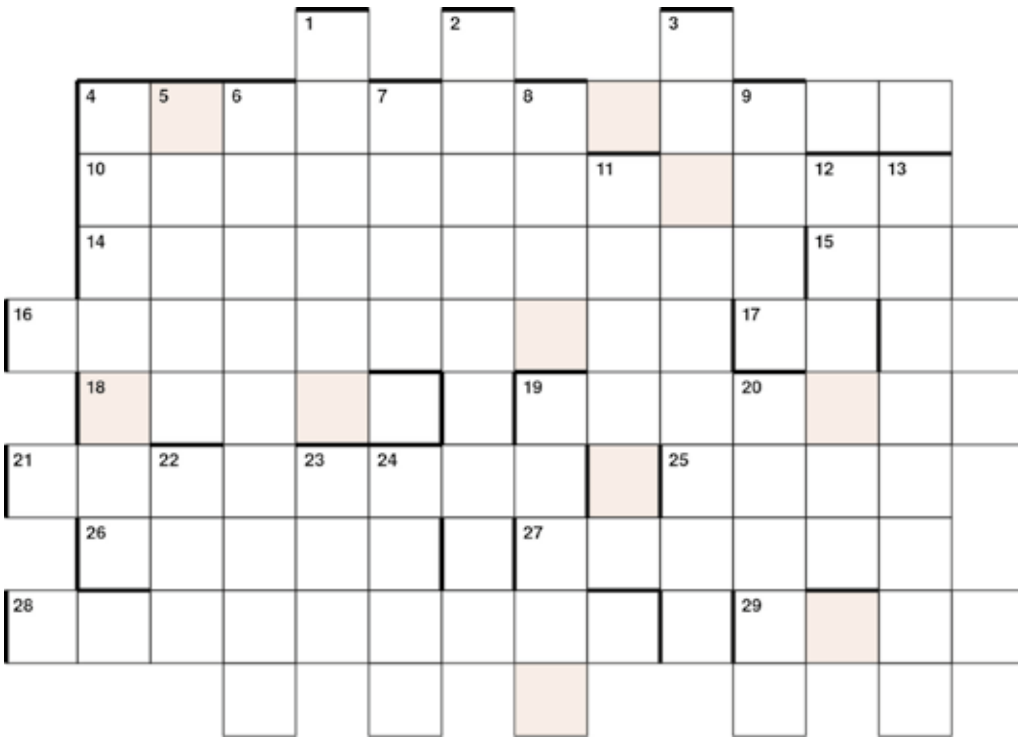
In der Theorie ist das wohl nicht falsch. Dass wir uns alle festlegen, wäre gewiss sinnvoll. Je früher, desto wünschenswerter, denn Organe eignen sich in der Regel besser, je jünger die verstorbene Person ist.

Nur bedeutet die Widerspruchslösung in der Praxis, diese Festlegung zu erzwingen – und sonst einen Willen allenfalls zu übergehen. Das ist, übertrieben gesagt, etwa so, als würde man von den Bürgern verlangen, dass sie sich irgendwo einschreiben, damit für alle Fälle geklärt ist, dass man ihr Haus nicht ausrauben darf. Hat jemand keinen Registereintrag, ist Einbruch erlaubt.

Auch die nationale Ethikkommission sieht in der Widerspruchslösung «einen geringeren Schutz der Persönlichkeitsrechte der Verstorbenen» und bevorzugt die Erklärungsregelung, nach der Personen regelmässig aufgefordert werden, sich mit dem Thema «auseinandersetzen und sich dazu zu äussern». Und auch wenn es suboptimal ist, dass wir uns zu so einer persönlichen Angelegenheit erklären und uns festlegen müssen, wäre das auch mein Vorschlag. Dieses Modell würdigt den selbstbestimmten Entscheid des Individuums viel eher.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli





**Lösungswort** — Konfessionslose Sennen

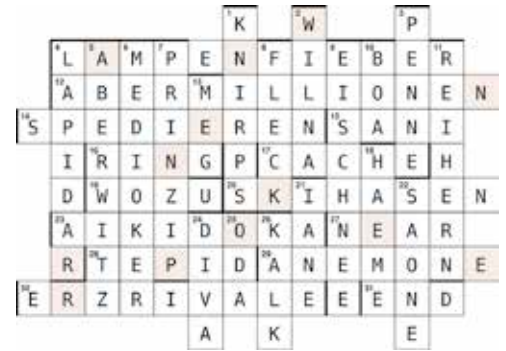
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **4** Zum allerallerletzten bringt man nicht sein Typoskript, sondern seinen Löffel mit. **10** Lässt in Bahnen oder Fliegern einen fahren oder fliegen oder schickt Senatoren Milzbrandsporen. **14** Verbindungen beziehungsweise beziehungsweise Verbindungen. **15** Ist es das, dann war es das. **16** Höchstens so einer oder seinesgleichen kann Besserkönnern das Wasser reichen. **17** Il dominio di primo livello nazionale. **18** An auf auch aufwiegen, an ab auch abfliegen. **19** Von oh oder huch über oho bis ach. **21** Unfassbar unfasslich und unglaublich unglaublich. **25** Damit wird die comprenette schwer von Kapee und die viande zäh. **26** Wo ein Tellerwäscher auf dem langen Weg zum Millionär womöglich unterwegs übernachtet. **27** Brettig elegant, das Wandgewand. **28** Vorgelieblicher Friede mit vorgetäuschter Freude, sogar noch mit drei Eiern für den Eierkuchen. **29** Delikat, und zwar sowohl von Wohlgeschmack als auch hauchdünn und zart.

**Senkrecht** — **1** Verleiht einer Femme verhängnisvollen Charme. **2** Wie die Bürzel gewisser Arten von Sauen oder die harten Willisauer. **3** Mehr «blä, BIO, blüh, ...» als «bla, bla, bla, ...». **4** Der Vater, ursprünglich der der Araber, schrieb 't Smurfenlied. **5** Sie überlebt einen Immenstich fast immer nicht. **6** Bricklebrit! Bricklebrit! Bricklebrit! Hm, das scheint bei diesen Wassertieren nicht zu funktionieren. **7** Als Tierchen rangordentlich an zweiter Position; als Teilchen ein Elek- oder Positron. **8** Im Spektrogramme versteckte Wanne. **9** Seinen führte Rowans Mister Bohne schon mal von einem auf dem Dach befestigten Throne aus. **11** Einer der teilweise fälschlich für ihre markanten Käämme bekannten Stämme. **12** Ist parodierend, persiflierend oder karikierend kritisierend amüsierend. **13** Sie springt diszipliniert diszipliniert vom Brett über Tisch oder Pferd. **19** Für die der BRD war die DDR der. **20** Der Verbinderzylinder, der geht, wenn man auf weichen Knien steht. **22** All work and no play makes Jack a dull \_; all play and no work makes Jack a mere toy. **23** Der Mann, in der Todesfaust der mit der Todesfaust, war im Mann mit der Todeskralle nicht der mit der Todeskralle. **24** Einst ein Einst.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 733**



**Waagrecht** — **4** LAMPENFIEBER: Anagramm von «Palmenbriefe» **12** ABERMILLIONEN **14** SPEDIEREN **15** SANI: Anagramm von «Anis» **16** RING **17** CACHE: beim Geocaching **19** WOZU **20** SKIHASEN **23** AIKIDOKA: der oder die Aikidō-Praktizierende(n) **27** NEAR: engl. in der Nähe (von) **28** (Blat)TEPID(ermis): engl. lauwarm **29** ANEMONE: Windröschen **30** ERZRIVALE **31** END(silbe)

**Senkrecht** — **1** KNIRPS: auch ein Regenschirm(hersteller) **2** WILNA: Litauens Hauptstadt (auf Deutsch) **3** PENNE **4** LAPIDAR **5** ABERWITZ **6** MEDIOKER **7** Aus PRINZIP **8** Nicht vom FLECK kommen **9** EISCHNEE: franz. Kuss = baiser (Meringue) **10** BOA(!) **11** [REIHER]N **13** MEG Ryan: im Film «When Harry Met Sally...» **18** HAEME **21** IANE: aus «Tarzan, der Affenmensch» **22** SAONE **24** DIVA: von lat. divus = göttlich **25** ODA a la Alegría: span. Ode an die Freude **26** KALK

**Lösungswort** — **WANNENKOERPER**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



## CELLINI MOONPHASE

Die Cellini Moonphase besitzt mit ihrem patentierten Mondphasenmodul eine der prestigeträchtigen Komplikationen in der Uhrmacherkunst und wird ihre astronomische Genauigkeit für die nächsten 122 Jahre beibehalten.

*#Perpetual*



CELLINI MOONPHASE

---

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63  
[beyer-ch.com](http://beyer-ch.com)